

Baltische Monatsschrift.

Herausgegeben

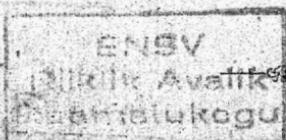
von

E. von der Brüngen

unter Mitwirkung von Bibliothekar **G. Berkholz** in Riga,
Oberlehrer **H. Diederichs** in Mitau, Professor **E. Laspeyres** in
Dorpat, Oberlehrer **Fr. Bienemann** in Reval.

20. Band.

Neue Folge. — Zweiter Band.
Juli und August 1871.



Inhalt: Ueber die Darwinsche Theorie. (Fortsetzung und Schluss.)	Seite 299.
Die Dichter der Freiheitskriege	„ 317.
Goldberg, Vater und Sohn	„ 336.
Dänemarks Neutralität im Kriege zwischen Schweden und Russland 1788	„ 361.
Gustaf Adolf. Von G. Droysen. Zweiter Band	„ 377.

№ 1570

RIGA, 1871.

Verlag von H. Brutzer & Co.



Preis pro Jahrgang 4 Rbl. 50 Kop.
Per Post: Postgebühren 45 Kop., Verpackungskosten 5 Kop. — 5 Rbl.
In Deutschland 5 Thaler.

Ueber die Darwinsche Theorie.

Von Dr. Georg Seidlitz, Privatdocent der Zoologie in Dorpat.

(Forts. und Schluss.)

II.

Die Fähigkeit und zugleich Nöthigung aller Organismen, bei der Fortpflanzung ihre Form und Eigenschaft in grösstmöglichem Maasse auf ihre Kinder zu übertragen, nennen wir das Gesetz der Vererbung.*).

Es ist diese Thatsache allgemein bekannt und nie angezweifelt worden; die Thierzüchter zahlen sogar ungeheure Summen auf diese Gewissheit hin. Würde wohl je für einen Zuchtbullen 1000 Pfund Sterling gezahlt werden, wenn der Käufer nicht sicher wäre, ähnliche Nachkommen von ihm zu erzielen, oder für eine Sau 400 Thlr., wenn sie nicht ihre Eigenschaften mit grosser Präcision auf ihre Kinder übertrüge? Das berühmte Rennpferd King Herod, das im Wettlauf über 200,000 Pfd. Sterl. gewann, hatte nicht weniger als 497 Nachkommen, die sämmtlich als Sieger hervorgingen, und der berühmte Renner Eclipse erzeugte 334 Sieger.

Dass die normale Durchschnittsgestalt einer Lebeform sich immer und immer wieder vererbt, ist so alltäglich und dadurch so wenig in die Augen springend, dass sich hieran die Vererbung nicht gut demonstrieren lässt. Instructiver ist daher die Erblichkeit auffallender individueller Abweichungen.

Die angeborenen Abweichungen, und seien sie noch so auffallend und plötzlich aufgetreten, werden sehr häufig vererbt. So hatte der berühmte „Stachelschweinmensch“ Lambert, dessen Haut dick mit schwieligen Vorsprüngen bedeckt war, die von Zeit zu Zeit

*) Unter „Gesetz“ verstehen wir hier wie überall „Naturnothwendigkeit.“ „Das Gesetz der Vererbung“ heisst also so viel als „die Naturnothwendigkeit, genannt Vererbung,“ und nicht „die feste Norm, nach der die Vererbung erfolgt.“ Im letzteren Sinne können wir von „Gesetzen der Erblichkeit“ noch nicht sprechen.

abgestossen und erneuert wurden, 6 Söhne und 2 Enkel, die in ähnlicher Weise afficirt waren. Ein Mann am Hofe von Burma, der am ganzen Körper mit schlichten seidenartigen Haaren bedeckt war und ausser den Schneidezähnen nur einen Eckzahn, im ganzen also 8 Zähne im Munde besass, hatte schon bei seiner Geburt behaarte Ohren gehabt. Er hatte eine Tochter, welche mit Haaren in den Ohren geboren wurde; das Haar breitete sich bald über den ganzen Körper aus und bedeckte sogar die Nase, und wie ihr Vater war auch sie nur mit Schneidezähnen versehen. Von ihren Kindern hatte eines, ein Knabe von 14 Monaten, Haare in den Ohren und einen Kinn- und Schnurrbart. Eine Vererbung von 6 Fingern an jeder Hand und 6 Zehen an jedem Fuss ist durch eine Generation hindurch beobachtet worden, und Burdach erwähnt eine spanische Familie, in der nicht weniger als 40 Personen überzählige Finger hatten. Ein Kirchendiener in St. Petersburg hatte gar 7 Finger an jeder Hand und zeugte in zwei Ehen Kinder mit 7 Fingern. Umgekehrt ist auch eine geringe Zahl von 4 und 3 Fingern vorgekommen und in Familien erblich gewesen. Die Vererbung des Wolfsrachsens mit doppelter Hasenscharte ist gar nicht selten und erfolgte in einer Familie durch ein Jahrhundert hindurch. Angeborener Mangel der Iris ist bei 3, Spaltung derselben bei 4 Generationen beobachtet worden, Markschwamm der Sehnerven bei dreien. Die Eigenschaft, nur bei sehr hellem Licht sehen zu können, hat nach Cuvier's Mittheilung 85 Glieder einer Familie durch sechs Generationen hindurch betroffen. Bei den schon erwähnten zweibeinigen Schweinen, denen die hinteren Extremitäten vollständig fehlten, wurde diese Monstrosität durch 3 Generationen hindurch vererbt. Doch hat man auch Beispiele von noch länger fortgesetzter, ja constanten Vererbung solcher Bildungen; denn alle diejenigen Rassen, welche eine auffallende Eigenthümlichkeit darbieten, wie die einhufigen Schweine, die Aaronschafe, die Niatarinder, sind durch plötzliches Auftreten angeborener Structurabweichungen entstanden.

Bei dem Niatarind in Südamerika ist die Schnauze verkürzt und die Unterkiefer hinaufgebogen, etwa wie bei einer Dogge, die Lippen können sich nicht schliessen, so dass die Schneidezähne unbedeckt bleiben; die Naslöcher stehen weit geöffnet nach oben. Es ist diese Rasse vor mehr als einem Jahrhundert bei einem Indianerstamme südlich von La Plata aufgetreten und hat sich bis jetzt rein fortgepflanzt, doch werden diese Thiere nur durch die Sorgfalt der Menschen am Leben erhalten; denn bei der merkwürdigen Bildung

ihres Maules können sie nur mit der Zunge Gras fressen und müssten bei grosser Dürre, wo andere Rinder sich durch Abflücken der Baumblätter mit den Lippen am Leben erhalten, unfehlbar umkommen. Man sieht an diesem Beispiele, auf welche Art eine Naturauslese solche monströse Modificationen sofort beseitigen müsste, und hat die Erklärung vor Augen, warum in der freien Natur blos selbstnützliche Formen existiren können.

Unter einem Wurf Kaninchen befand sich eines mit einem einzigen Ohr, und von diesem Thier wurde eine Rasse einohriger Kaninchen erzogen.

Ist in diesen Fällen angeborener Eigenthümlichkeiten die Erbllichkeit sehr häufig, so werden dagegen die erworbenen Eigenschaften viel seltener vererbt. Handgreifliche Beweise, dass dieses überhaupt vorkommt, liefern uns nur die sehr vereinzeltten Fälle von fortgepflanzten Verstümmelungen. So führt Bronn einen Fall an, bei welchem eine Kuh durch Eiterung das eine Horn verlor; sie gebar 3 Kälber, welche auf der einen Seite des Kopfes statt des Hornes nur einen kleinen an der Haut hängenden Knochenkern trugen. Auf einem Gute in der Nähe von Jena wurden (nach Häckel) mehrere schwanzlose Kälber geboren: ihrem Vater war beim unvorsichtigen Zuschlagen eines Thores der Schwanz abgequetscht worden. Blumenbach erzählt von einem Manne, dem der kleine Finger der rechten Hand nach einem unglücklichen Schnitt krumm geheilt war. Seine Söhne hatten denselben Finger ähnlich verbildet. Ein Soldat verlor 15 Jahre vor seiner Verheirathung das linke Auge durch Eiterung, und seine beiden Söhne hätten auf derselben Seite ganz kleine rudimentäre Augen.

Sind die sicher constatirten Fälle vererbter Verstümmelungen schon an sich sehr spärlich und als Ausnahmen zu bezeichnen, so geht obendrein kein einziger derselben über eine Generation hinaus; in der Regel aber werden Verstümmelungen gar nicht vererbt, selbst wenn sie durch eine grosse Zahl von Generationen hindurch von Neuem angestellt werden. So schlagen sich manche wilde Menschenrassen seit undenklichen Zeiten die oberen Schneidezähne aus dem Munde oder bohren grosse Löcher in Lippen und Nase, aber es ist nicht bekannt, dass diese Verstümmelungen vererbt worden wären. Ebenso wenig sind die früher so häufigen Pockennarben je auf Kinder übergegangen.

Von besonderem Interesse ist die Vererbung von Gewohnheiten. Ein Vater, der seinen Sohn vom zarten Kindesalter an im Auslande

hatte erziehen lassen, war höchlichst erstaunt, als er ihn in seinem 12. Jahre wiedersah, an ihm die eigenthümliche Gewohnheit zu bemerken, sein Bett vor dem Schlafengehen mit den Füßen zurecht zu stampfen, ganz wie er selbst es in seinen Knabenjahren gethan hatte. — Die Handschrift wird durch methodischen Unterricht in bestimmte Formen gezwängt, und doch sehen wir nicht selten den Sohn im späteren Alter die Schriftzüge des Vaters genau wiederholen. Auch bei Thieren vererben sich Gewohnheiten mit grosser Regelmässigkeit durch viele Generationen. Die Gewohnheit z. B. im Herbst südwärts zu streichen, muss während der Lebensperiode erwachsener Vögel zuerst aufgetreten sein, hat sich dann auf die Kinder vererbt und ist durch Naturzüchtung zu jenem mächtigen Drange geworden, der unsere Zugvögel bis Italien und bis Afrika treibt. Ebenso erbt der junge Vogel von seinen Aeltern die Gewohnheit, bei vorschreitender Ausbildung der Eierstockseier ein Nest zu bauen, und zwar in ähnlicher Lage, aus denselben Materialien und mit derselben Kunstfertigkeit wie die Alten. Dasselbe gilt von der eigenthümlichen Gewohnheit vieler Kuckucksarten und einiger anderer Vögel, ihre Eier in fremde Nester zu legen, von dem Hange junger Enten, in's Wasser zu gehen, von dem Triebe der Schmarotzer-Insecten, ihre Eier in den Körper anderer Thiere zu legen. Der junge Hühnerhund steht oft schon ohne Dressur vor dem Wilde und der junge Hasenhund folgt von selbst dem Hasen mit Gekläff. Alle diese durch Vererbung des ersten Auftretens und durch Züchtung zum Triebe gewordenen Gewohnheiten hat man mit dem Namen „Instincte“ belegt.

Krankheiten sind sehr häufig erblich. So die Kurzathmigkeit und Blindheit des Pferdes, die Tuberculose und namentlich Krankheiten des Centralnervensystems beim Menschen, als: Geistesstörung, Epilepsie u. s. w.; und zwar treten sie meist genau in demselben Lebensalter auf, in welchem sie sich bei den Aeltern zeigten. Alle Merkmale nämlich, deren Summe das ausgewachsene Individuum kennzeichnet, kommen erst allmählig zur Ausbildung. Im Ei ist noch kein einziges derselben wahrzunehmen, erst nach der Anlage des Embryo treten sie eines nach dem andern hervor, zuerst in schwacher Andeutung, dann immer schärfer und wenn der Embryo die Eihüllen verlässt, d. h. geboren wird, so sind sie noch lange nicht alle ausgebildet; erst bei der jetzt folgenden postembryonalen Entwicklung und am erwachsenen Individuum treten sie nach und nach hervor, und zwar genau in derselben Reihenfolge wie bei den Aeltern. Die Kinder

erben ja eben nicht nur die Form, sondern auch den Entwicklungsgang der Aeltern. Daher tritt zwar die Vererbung eines Merkmales bei den Kindern scheinbar erst zu der Lebensperiode ein, in der es bei den Aeltern sich zeigte, weil es sich zu derselben Zeit erst entwickelt, doch ist sie factisch schon bei der Zeugung erfolgt, und auch der Embryo trug die Anlage bei der Geburt schon in sich. Ehe ein Merkmal seiner Zeit nach zur Ausbildung gelangt, kann man es nicht fehlend nennen, sondern bezeichnet es mit Recht als latent, d. h. als unentwickelt aber entwicklungsfähig, und nur des richtigen Zeitpunktes zur Ausbildung harrend.

Da nun jedes Organ, jedes Glied, mit einem Wort jedes Merkmal des thierischen und pflanzlichen Organismus zu irgend einer Zeit latent ist und erst zuletzt in seiner definitiven Ausbildung auftritt, so kann es uns nicht mehr wundern, wenn manche während der ganzen Dauer des individuellen Lebens nicht über die Anlage hinausgehen oder selbst im Zustand gänzlicher Latenz verharren. Das nächste Beispiel liefern uns die secundären Sexualcharaktere bei Thieren mit getrenntem Geschlecht. Hier sind nämlich sämtliche Charaktere des einen Geschlechts in den Individuen des anderen Geschlechtes latent vorhanden. So verharret z. B. die Milchdrüse bei den Männchen vieler Säugethiere und auch beim Mann als Anlage und kann gelegentlich sogar bis zur Milchsecretion entwickelt sein. So ist ferner das Hahngefieder bei der Henne, der Bart beim Weibe latent, und kann ebenfalls manchmal zur Ausbildung kommen.

Doch auch ohne gelegentliche Entwicklung verrathen die latenten Sexualcharaktere ihr Vorhandensein im anderen Geschlechte durch den Umstand, dass sie sich vererben. Der Sohn z. B. einer gut milchenden Kuh, bei dem dieser Charakter Zeit Lebens latent bleibt, vererbt ihn leicht auf seine Tochter, oder die Tochter eines Hahnes pflanzt die auszeichnenden Merkmale ihres Vaters, die sich bei ihr nicht entwickeln, auf ihre Söhne fort. Ebenso können durch mehrere Generationen hindurch latente Merkmale überliefert werden, so z. B. die Charaktere des Vaters von der Tochter durch die Grosstochter auf die Urgrosstochter und so fort, bis sie wieder bei einem männlichen Nachkommen zur Entwicklung gelangen.

Bleibt auf diese Weise ein Charakter bei den geschlechtsreifen Individuen einer oder mehrerer Generationen latent und tritt erst nach der zweiten oder nach vielen Generationen wieder hervor, so nennen wir diese Ueberlieferung nicht mehr Vererbung, sondern Rückschlag oder Atavismus (von *atavus*, der Urgrossvater). Beim

Menschen macht man oft die Beobachtung, dass Kinder den Grossältern gleichen, statt den Aeltern; das ist der einfachste Fall von Atavismus.

Aber noch viel weiter her können die Charaktere alter Ahnen durch Atavismus wiederkehren. So stammen z. B. alle Rassen der Haustaube von der wilden Felsentaube ab, die als auszeichnenden Charakter blaue Flügel mit schwarzen Querbinden besitzt und auch sonst ganz wie die halbwildten Haustauben gefärbt ist, die die russischen Städte bevölkern und auch bei uns in geringer Zahl nisten. Bei den hochgezüchteten Rassen nun, die alle möglichen Färbungen von weiss bis schwarz zeigen, und von denen einige nachweisbar seit Jahrhunderten in ihrer bestimmten Zeichnung sich rein fortpflanzen, werden von Zeit zu Zeit Individuen geboren, die blaue Flügel mit schwarzen Querbinden besitzen. Es kehrt also der Charakter der Stammform zurück.

Mag unser domesticirtes Pferd durch Vermittelung des Tarpan oder direct von einer ausgestorbenen wilden Art abstammen, soviel steht fest, dass die Stammältern gestreift waren, weil dieser Charakter noch jetzt in allen noch so verschieden gefärbten und noch so rein züchtenden Rassen in latentem Zustande vorhanden ist; denn gelegentlich kommen bei allen Rassen Füllen mit dunklem Rückenstreif und mit dunklen Querstreifen auf Schultern und Beinen, ja selbst über den ganzen Körper hin, vor. Bei Hauskatzen ist die Neigung gestreift zu sein ebenfalls als Atavismus zu betrachten, und auch beim Löwen, der neben dem Puma die einzige einfarbige wilde Katzenart ist, documentirt sich die Zeichnung seiner Vorfahren dadurch, dass die Jungen oft bis zum ersten Jahre deutliche Flecken am Bauch und an den Beinen zeigen.

Bei hornlosen Rinderrassen kommen bisweilen Individuen vor, bei denen sich die Anlage der Hörner zeigt, oder gar zu ausgebildeten Hörnern heranwächst. Im Ausbleiben der für die Rasse charakteristischen Hemmung der Hornentwicklung liegt hier der Rückschlag zur gehörnten Stammform.

Beim Pferde ist nur die mittelste Zehe an jedem Fuss entwickelt und mit einem Huf bekleidet, zwei weitere sind nur als rudimentäre Mittelhandknochen von der Haut bedeckt beiderseits vorhanden. Bei allen jetzt lebenden Arten der Gattung Equus ist es charakteristisch, dass diese Rudimente das ganze Leben hindurch unentwickelt bleiben; indess wohnt ihnen die Fähigkeit, sich weiter zu entwickeln, noch innen; denn es kommen von Zeit zu Zeit Füllen

mit 3 hüfentragenden Zehen vor, einem Charakter, der eine längst ausgestorbene pferdeähnliche Gattung (Hipparion) auszeichnete, deren Reste sich in der Tertiärformation Deutschlands, Griechenlands und Frankreichs finden. Auch beim Menschen treten gelegentlich einzelne Charaktere als Rückschlag zu längst ausgestorbenen Lebeformen auf, deren Reste selbst noch nicht gefunden sind, deren Nachkommen anderer Linie aber noch jetzt neben dem Menschen leben.

Es braucht kaum bemerkt zu werden, dass beim Rückschlage eines Merkmales alle übrigen Körpertheile ganz normal gebildet sein können, und dass daher ein mit Atavismus behaftetes Individuum durchaus nicht in seiner Gesamtform und ebensowenig in allen Merkmalen dem betreffenden Atavus gleicht.

So viel über die Vererbung latenter Merkmale und ihre gelegentliche, d. h. unregelmässig auftretende Ausbildung. Kehren wir jetzt wieder zur regelmässigen Vererbung von Aeltern auf Kinder zurück.

Zunächst steht es fest, dass diese geringfügigen, dem ungeübten und unbewaffneten Auge meist ganz unsichtbaren unterscheidenden Merkmale der einzelnen Individuen sich mindestens ebenso leicht und anhaltend vererben müssen, als wir das bei auffallenden angeborenen Variationen kennen lernten, und zugleich steht fest, dass diese Vererbung stets eine ungleiche ist, d. h. nie auf zwei Kinder in absolut gleichem Maasse stattfindet. Wenn z. B. unter den Söhnen eines Flamingos einer mit Beinen geboren wurde, die um 0,1 Mm. länger waren als die seines Vaters, so wird sich diese Eigenthümlichkeit auf seine Kinder in der Weise vererben, dass die, welche am wenigsten davon erhalten, bis zur Beinlänge des Grossvaters (und selbst darunter) reducirt sein können, während der mit den längsten Beinen begabte seinen Vater wieder etwa um 0,1 Mm., den Grossvater also schon um 0,2 Mm. übertreffen kann. Ein anderer Sohn des erstgenannten Flamingo's hatte aber um 0,1 Mm. kürzere Beine als sein Vater und unter seinen Kindern werden welche sein, die wieder um 0,1 Mm. kürzere besitzen, also schon um 0,2 Mm. unter dem Grossvater stehen, u. s. w. Auf der einen Seite würden also bei ganz ungestörter Vermehrung einzelne Individuen mit immer längeren Beinen, auf der anderen mit immer kürzeren auftreten, welche Extrême zwar stets durch alle Zwischenstufen verbunden wären, aber unbegrenzt divergiren könnten.

Wir dürfen also der Fähigkeit des Variirens und Divergirens der Charaktere in keiner Richtung eine Grenze vorschreiben, jedoch nur bei der Annahme einer ganz ungestörten Vermehrung; eine solche kommt aber in der Natur nicht vor. Durch den Vertilgungskrieg ist dem Variiren eine factische Grenze gesetzt, wenn auch die Fähigkeit dessen unbegrenzt genannt werden muss. Schon der Hungertod wird selbstverständlich jeden Flamingo mit zu langen Beinen oder ohne Beine ausrotten, und noch viel engere Grenzen zieht die Naturzüchtung; denn sobald sie eintritt, kann nicht mehr jeder Grad von Ausbildung am Leben bleiben und ein Chaos von Formen mit unendlich langen und unendlich kurzen Beinen darstellen, sondern die augenblicklichen Lebensbedingungen zeichnen ganz bestimmte Schranken vor, und alle Individuen, die rechts oder links von denselben fallen, werden ausgejätet. Man kann diesen Vorgang mit dem Eindämmen eines Stromes oder mit einer Hecke, die unter der Scheere gehalten wird, vergleichen.

Wenn nun divergirende Merkmale auftreten, so kommt es darauf an, welche derselben dem betreffenden Individuum zur Selbsterhaltung irgend wie einen Vortheil oder Nachtheil vor anderen Individuen gewähren; denn nach Maassgabe dieses Umstandes wird dasselbe, Dank der Naturauslese, entweder erhalten oder ausgejätet. Bleibt das Individuum am Leben, so wird es sich nicht nur vermehren, sondern auch den Vortheil, der es am Leben erhielt, mehr oder weniger auf seine Kinder fortpflanzen, von denen wieder nur die passenderen am Leben bleiben und ihre Vorzüge weiter vererben werden.

So muss wiederholtes Ueberleben der Passenderen (d. h. Naturzüchtung) und wiederholte Vererbung eine Häufung der nützlichen Merkmale zur nothwendigen Folge haben.

Da nun blos die zur Selbserhaltung nützlichen Merkmale gehäuft werden können und die Selbsterhaltung den Lebensbedingungen gegenübertritt, so ergiebt sich von selbst, dass die gehäuften Merkmale den Lebensbedingungen angepasst erscheinen müssen, und so kommt die „Anpassung an die Lebensverhältnisse“ einfach durch Häufung der nützlichen Merkmale zu Stande.

Es ist diese „Anpassung“ eine so grosse, eine so constant auftretende, dass nicht ein einziges Beispiel vom Gegentheil angeführt werden kann. Mit Recht sagt daher Darwin, wenn man ihm eine einzige Lebeform oder eine einzige Einrichtung bei einem Organismus (in der freien Natur) nachweisen könne, die zum aus-

schliesslichen Nutzen eines anderen Organismus vorhanden sei und nicht der Selbsterhaltung diene, so wolle er seine ganze Theorie als falsch aufgeben.

Spezieller auf diejenigen zahlreichen Anpassungen einzugehen, die sich namentlich schon an der Luft- und Wasserathmung, an der Körperbedeckung, an den Bewegungsorganen nachweisen lassen, würde uns hier zu weit führen; wir wollen daher nur einige Beispiele von Anpassungen den Feinden gegenüber anführen.

Da ziemlich die kräftigste Vertilgung durch Feinde geschieht, so ist anzunehmen, dass in dieser Richtung die Naturzüchtung besonders wirksam sein muss im Hervorbringen eclatanter Anpassungen. Es ist die Zahl der hierher gehörigen Erscheinungen nun in der That eine sehr grosse, und wir theilen sie daher in 6 Kategorien, die sich

- 1) auf Färbung und Gestalt,
- 2) auf Hautbedeckung,
- 3) auf besondere Waffen,
- 4) auf Schnelligkeit,
- 5) auf Furcht vor Feinden und besondere Gewohnheiten sich zu verbergen;
- 6) auf Schärfe der Sinnesorgane und des Verstandes

beziehen. Nur die erste Kategorie, die der Färbung, wollen wir näher betrachten.

Ist die Färbung eines Thieres oder eines Gegenstandes mit der Umgebung übereinstimmend, so nennt man sie „sympathisch.“ Jäger schlägt ein sehr einfaches Experiment vor, das die Vortheile der sympathischen Färbung den Feinden gegenüber und die Art der sie bewirkenden sog. „gleichfarbigen“ Zuchtwahl sehr anschaulich macht:

„Man lasse,“ sagt er, „verschieden gefärbte Insecten in einem Zimmer mit roth und weissen Wänden fliegen, so dass sie sich überall hinsetzen. Ein Singvogel nun, gewohnt, sitzende Insecten im Fluge abzulesen, wird, in das Zimmer gebracht, an den rothen Wänden die weissen zuerst finden, an den weissen wird er die rothen zuerst abnehmen, und wenn man ihn sein Handwerk eine Zeit lang treiben lässt, so werden auf der rothen Wand nur rothe, auf der weissen nur weisse Insecten sitzen, und so oft man auch die Thiere zwingt ihre Plätze zu wechseln, — immer trifft der Vogel die Auswahl, dass die Insecten auf der ihrer Körperfarbe entsprechenden Wand sitzen bleiben.“

Wenn ein Habicht täglich einen Taubenschwarm heimsucht, so verschwinden zuerst die weissen, dann die bunten Tauben, und schliesslich sind nur noch blaue übrig. Aus demselben Grunde gelangen Albinos, die unter allen Vögeln nicht selten vorkommen, nie zu starker Vermehrung, obgleich dieser Charakter erblich ist. Sie werden immer zuerst von den Feinden vertilgt.

Man hat viel über die Ursachen der mannigfaltigen Färbung der Vogeleier gestritten und bis vor kurzem die abenteuerlichsten Meinungen darüber laut werden lassen, obgleich bereits 1829 Gloger nachgewiesen hatte, dass sie stets eine „sympathische“ sei, und dass den Eiern hieraus ein wesentlicher Schutz erwachse. Wie diese sympathische Färbung zu Stande käme, hatte er freilich nicht erklärt; denn als eifriger Theolog half er sich mit dem einfachen Satz: „Die Natur hat es zu diesem Zweck so eingerichtet.“

Wenn nun das Princip der Naturzüchtung richtig ist, so muss nur bei denjenigen Eiern eine sympathische Färbung zu Stande kommen, die der Selbsterhaltung überlassen sind, d. h. die längere Zeit unbedeckt bleibend, ihren einzigen Schutz in der Wahrscheinlichkeit nicht bemerkt zu werden haben. Das Morasthuhn z. B. legt seine 9—12 Eier in ein unbedecktes Nest, und ehe es zu brüten beginnt, sind die Eier den Blicken der Feinde ausgesetzt, der Zerstörung preisgegeben. Hier müsste also eine starke Anpassung der Färbung des Geleges an die der Umgebung Platz greifen, da nur ein „sympathisch“ gefärbtes Gelege Chance hätte nicht zerstört zu werden, — und in der That kann man keine schönere Uebereinstimmung verlangen. Vielleicht wird dieselbe nur bei den Eiern der Strandläufer noch übertroffen, die ganz frei auf dem Ufersande liegen, dem sie so ähnlich sehen, dass man sie leicht zertritt ehe man sie bemerkt.

Nistet dagegen ein Vogel versteckt in einer Höhle, so ist eine gleichfarbige Zuchtwahl des Geleges unmöglich, und dem entspricht es auch, dass die Eier sämtlicher Höhlenbrüter, z. B. der Spechte, Eisevögel, Papageien, Eulen u. s. w., einfarbig weiss sind.

Wie an den Eiern, so zeigt sich die sympathische Färbung auch an den Vögeln selbst. Das Morasthuhn ist dem Moos und Moore, die Strandläufer dem Sande, die Lerche und das Feldhuhn dem Felde so ähnlich gefärbt, dass ein sehr geübtes Auge dazu gehört, um den still sitzenden Vogel zu entdecken, selbst wenn man die Stimme desselben vernimmt.

Sehr häufig ist dieses Verhalten bei Insecten zu beobachten. Es giebt z. B. eine ganze Reihe von Käfern, namentlich Bock- und Rüsselkäfer, die der Rinde von Bäumen, auf der sie zu sitzen pflegen, täuschend ähnlich sind.

Wir können die Zutrefflichkeit der „gleichfarbigen Zuchtwahl“ noch eingehender prüfen: ist sie wirklich so allmächtig wie wir meinen, so müsste dieselbe Thierspecies unter verschiedenen mit der Färbung in Beziehung stehenden Lebensbedingungen auch verschieden gefärbt sein. Es sind z. B. diese Bedingungen bei manchen Vögeln für die beiden Geschlechter nicht gleiche, indem das Weibchen allein das Brutgeschäft besorgt und dabei auf freistehendem Neste sitzend als einzigen Schutz seine Färbung hat, während das Männchen die Freiheit genießt und durch die Schnelligkeit seiner Flügel den Verfolgungen der Feinde entgehend, in den buntesten Farben prangen kann. Unter solchen Umständen müssten also Männchen und Weibchen derselben Art ganz verschieden gefärbt sein, und wirklich finden wir unter den Vögeln dieses Verhältniss als Regel. Man braucht nur einen männlichen Pirol neben sein Weibchen zu stellen oder noch besser einen Birkhahn oder einen Fasan neben seine Henne, um sich hiervon zu überzeugen. Bei den letztgenannten polygamisch lebenden Hühnern ist es am auffallendsten. Wie kommt es aber, könnte man fragen, dass bei anderen wilden Hühnern, z. B. bei dem Morast-, Feld- und Hasselhuhn, die Hähne, bis auf geringfügige Verzierungen, ebenso gezeichnet sind wie die Henne? Durch den einfachen Umstand, dass sie monogamisch leben und das Männchen am Brutgeschäft, besonders aber an der Führung der Jungen ebenso theilhaftig ist als das Weibchen. Bei dem grauen Wassertreter (*Phalaropus cinereus* Bries) ist im Sommer das Weibchen sogar ein wenig auffallender gefärbt als das Männchen, was eine Ausnahme von der Regel schiene, wenn wir nicht wüssten, dass bei diesem Vogel das Männchen das Brutgeschäft besorgt.

Noch auf eine andere Weise können für dieselbe Art verschiedene Bedingungen eintreten, nämlich durch den Jahreswechsel. In nördlichen Zonen ist im Winter die Erde mit Schnee bedeckt: zu dieser Zeit wäre also dem Morasthuhn sein moorähnliches Kleid eher schädlich als nützlich. Das wäre aber eine schwache Naturzüchtung, die nicht für das Winterkleid eine andere Färbung zur Folge hätte. Das Winterkleid des Morasthuhnes ist nun in der That weiss! Ebenso hat der Schneehase bei uns während der 5—6 Wintermonate, auf den Alpen der Schweiz während 6—7, in Norwegen während

8—9 Monaten und im nördlichen Grönland das ganze Jahr hindurch ein weisses Fell. Warum aber, könnte man fragen, werden die Birkhühner, die ebenso wie das Morasthuhn den Winter bei uns bleiben, nicht auch weiss? Die Birkhühner leben im Winter nicht auf freier Fläche auf dem Schnee, sondern halten sich in Wäldern auf Bäumen auf, daher die weisse Farbe ihnen viel eher schädlich als nützlich wäre. Die gleichfarbige Zuchtwahl kann bei ihnen nur im Sommer, und zwar nur auf das Weibchen wirken, das allein brütet und die Jungen allein führt.

Bisher betrachteten wir dieselbe Art unter verschiedenen Lebensbedingungen, es werden aber auch umgekehrt verschiedene Arten, denselben Bedingungen ausgesetzt, durch gleichfarbige Zuchtwahl dieselbe Färbung annehmen müssen. Wir nennen diese Erscheinung „analoge Anpassung.“ Alle Wüstenbewohner z. B. sind ihrer Umgebung entsprechend von einem mehr oder weniger gleichförmigen Isabellen- oder Sandgelb. Der Löwe, das Dromedar, die meisten Antilopen, alle kleineren Säugethiere, alle Schlangen und Eidechsen und sämtliche Vögel der Sahara sind wenigstens auf dem Rücken von der genannten Färbung. Die Polarfauna dagegen hat wenigstens im Winter nur weisse Thiere aufzuweisen. Es muss übrigens bemerkt werden, dass bei Raubthieren, hier also beim Löwen, beim Eisbär und Polarfuchs, die sympathische Färbung nicht als Schutz gegen Feinde auftritt, sondern nur als Mittel, um die Beute besser beschleichen zu können.

Die vollkommenste und überraschendste Anpassung aber an die Färbung des Wohnortes zeigen die sogenannten Glasthiere. Mit diesem Namen kann man jene zahlreichen wasserähnlichen Formen der Meeresthiere belegen, die so durchsichtig sind wie das Wasser, in dem sie schwimmen. Doch genug der Beispiele, die sich Jeder, der die Natur mit Verständniss betrachtet, leicht vermehren kann; denn an jedem Organ, an jedem Gliede, an jedem Merkmale lässt sich schliesslich die Anpassung nachweisen, sobald die Lebensverhältnisse bekannt sind.

Ist nun einmal die vollständige Anpassung aller Organe an die augenblicklichen Lebensverhältnisse bei einem Organismus erfolgt, so wird zwar der ganze Mechanismus der Naturzüchtung fortwirken, sein Resultat wird aber nur sein, dass die Anpassung auf der erreichten Höhe erhalten wird. Wir wollen diese Wirkung der Naturzüchtung „conservative Anpassung“ nennen. Wie der Gärtner mit der Scheere eine Hecke in bestimmter Form erhält, indem er

die herüberwachsenden Zweige kappt, so vertilgt die Naturzüchtung alle nach rechts oder links von der einmal gewonnenen Anpassung abweichenden Individuen, oder wie man einen Fluss durch Dämme am Austreten hindert, so hält die Naturzüchtung den Strom der Generationen in den der Selbsterhaltung entsprechendsten Formen. Daher die grosse Aehnlichkeit der wilden Thiere einer Art unter einander, daher die grosse Beständigkeit jeder Art, sobald die Anpassung vollendet ist.

Der Ibis ist berühmt geworden durch die Hartnäckigkeit, mit der er gegen die Veränderungsfähigkeit der Arten angeführt wird. indem er sich, nach seinen Mumien in den alten egyptischen Gräbern, viele 1000 Jahre nicht verändert hat. Gerade die conservative Anpassung musste aber, wenn sich die Lebensbedingungen des Ibis 3000 Jahre nicht änderten, ihn 3000 Jahre constant erhalten, wenn sie 20,000 Jahre gleich blieben, ihn 20,000 Jahre unverändert lassen.

Anders wird nun das Resultat sein, wenn irgend ein Factor der Naturlauslese sich verändert. Die Auslese wird dann eine andere Richtung annehmen, neue Merkmale erfahren eine Häufung, die conservative Anpassung wird zur progressiven und eine Veränderung in den Nachkommen ist die Folge.

Bei den Hausthieren tritt der Vorgang wieder am deutlichsten hervor: der Factor der Vertilgung durch äussere Einflüsse ist geändert, der Zweck des Züchters ist an seine Stelle getreten, und dieser bestimmt jetzt die Auswahl der Individuen zur Nachzucht. Da die Auswahl hier eine absolute ist, so wirkt sie ungemein rasch, so dass schon nach wenigen Generationen eine Veränderung der Merkmale auftritt und die Züchter in bestimmter Zeit bestimmte Merkmale hervorzubringen übernehmen können.

Doch auch im freien Zustande kann sich der Factor des Vertilgungskrieges ändern. Wenn wir uns erinnern, wie zahlreich und complicirt die Lebensbedingungen für jeden Organismus sind, so ist leicht einzusehen, wie vielfach dieselben sich verändern und neu combiniren können. Ändert sich das Klima, ändert sich die Localität durch die gestaltende Kraft des Wassers, durch Hebung oder Senkung des Bodens, durch Vegetation oder menschliche Cultur, ändert sich der Wohnort durch grössere Ausdehnung des Verbreitungsbezirkes, ändert sich ein Factor in irgend einer complicirten Wechselbeziehung, — jedesmal ändern sich damit zugleich die Lebensbedingungen für so und so viele Lebeformen, deren Nachkommen sich jetzt den neuen Verhältnissen anpassen oder zu Grunde gehen.

Sobald nämlich die äusseren Lebensbedingungen andere werden, muss die Vertilgung andere Individuen treffen als früher, und von Generation zu Generation werden die für die neuen Verhältnisse passendsten Varianten am Leben bleiben. Darin besteht die progressive Anpassung. So rasch wie die künstliche Züchtung kann selbstverständlich die Naturzüchtung nie wirken, weil hier bei jeder Generation nur eine partielle Auslese, nicht aber, wie dort, eine absolute erfolgt. Je allmäliger die Verhältnisse sich ändern, desto langsamer schreitet auch die Umbildung vor. Es können Jahrtausende hingehen, es können aber auch Jahrhunderte genügen, um eine merkliche Veränderung einer Species wahrnehmen zu lassen.

Wir besitzen bekanntlich zwei Rattenarten, die langohrige schwarze, jetzt nur noch an wenigen Orten Europas, z. B. in Dorpat, vorkommende Hausratte (*Mus rattus*) und die kurzohrige braune Wanderratte (*Mus demmanus*), die gegenwärtig in Europa die Mehrzahl bildet. Die Hausratte wanderte in Europa in historischen Zeiten ein. Die Römer und Griechen kannten sie noch nicht; erst im 12. Jahrhundert erwähnt sie Albertus Magnus. Wo kam nun diese Ratte her? Ein genauer Vergleich derselben mit der in Egypten lebenden braunen Ratte mit weissem Bauch (*Mus alexandrinus*) hat ergeben, dass unsere Hausratte nur durch schwarze Färbung und glatten Gaumen von letzterer abweicht, — Merkmale, die sich sehr wohl als durch die neuen Lebensbedingungen in Europa hervorgebracht erklären lassen. Der Hauptfeind der Hausratte ist nämlich hier die Hauskatze, und diese sieht auf ihren nächtlichen Jagden ein braunes Thier weit besser als ein schwarzes. Ebenso geht es den übrigen Feinden, dem Hund und dem Menschen. Während man eine Hausmaus und eine Hausratte im Dunkeln schwer sieht, leuchtet das Fell einer braunen Wanderratte so gut, dass ein geübtes Auge sie selbst Nachts mit dem Gewehr erlegen kann. Die braune Farbe der egyptischen Ratte, die ursprünglich für das Feldleben als sympathisch von Nutzen gewesen war, musste also bei dem neuen Aufenthalt ausschliesslich in Häusern, und namentlich in dicht bevölkerten Städten, den neuen Feinden gegenüber schädlich sein: die Ausjätung traf jetzt andere Individuen als früher (nämlich die hellen) und die dunkelsten individuellen Abweichungen überlebten jedesmal als die passendsten, ihre vortheilhafte Färbung auf ihre Nachkommen vererbend. Endlich gab es im grössten Theil Europas nur schwarze Individuen, die wir als *Mus rattus* bezeichnen.

Die Voraussetzung, dass diese „gleichfarbige Zuchtwahl“ durch Feinde bei der Hausratte die schwarze Färbung hervorgebracht habe, ist insofern eine berechnete, als sie nicht ohne Analogon dasteht. Die Wanderratte nämlich, die erst 1727 aus Asien über die Wolga kam und dann nach und nach ganz Europa einnahm, die schwächere Hausratte verdrängend, ist, wie alle Feldmäuse, braun mit weissem Bauch; von Zeit zu Zeit aber haben sich dunkle Individuen derselben gezeigt, und jetzt weiss man, dass die Kopffahl der schwarzen Exemplare im Zunehmen begriffen ist. Derselbe Process, der für die länger eingewanderte Hausratte zum Abschluss gekommen, vollzieht sich seit 150 Jahren vor unseren Augen bei der Wanderratte, und einige Jahrhunderte dürften genügen, um auch hier die neue Anpassung zu vollenden.

Bewirkte nun auf diese Art Veränderung der Lebensverhältnisse eine Umwandlung der Species *Mus alexandrinus* in *Mus rattus*, so hatte der Umstand, dass die neuen Bedingungen nur für einen Theil der Individuen eintraten, während ein anderer Theil unter den alten Verhältnissen in Egypten verharrete, zugleich die Folge, aus einer Art zwei entstehen zu lassen, die, nachdem alle übrigen ausgestorben, als wohl unterschieden zu betrachten sind.

Für die Spaltung der Arten sind somit verschiedene Lebensbedingungen für verschiedene Individuengruppen, die auch räumlich gesondert sein müssen, nothwendig, sonst kann sich höchstens die Art zu einer neuen umformen, ohne die Zahl der Arten dadurch zu vermehren. In dem vorliegenden Fall war ein förmliches Wandern der Grund der räumlichen Sonderung der Rassen geworden; allein häufig kann dieselbe in einem so beschränkten Verbreitungsbezirk erfolgen, dass von einer Migration nicht die Rede ist. Es können z. B. an ein und demselben Baume die unter die Rinde sich verkriechenden Individuen einer Insectenart anderen Verhältnissen ausgesetzt werden, als die ausschliesslich auf den Blättern lebenden; es finden die in einen Ameisenhaufen kriechenden Thiere oder die zum Parasitismus übergehenden Exemplare einer Wurmart andere Bedingungen, als die dicht nebenbei frei verharrenden. In allen Fällen werden wir also nur die Sonderung der Rassen als unumgängliche Bedingung für ihre Ausbildung zu Arten annehmen müssen. Bei der Hausratte sahen wir die Färbung und den Gaumen einer Abweichung unterworfen; bei wiederholter Divergenz der Charaktere würden denn auch die Zähne, die einzelnen Schädelknochen, die Schädelform, die Verhältnisse der

Extremitäten, der Schwanz u. s. w., — bei den am weitesten auseinander gehenden Artgruppen —, so wesentliche Unterschiede zeigen, als zur Begründung von Gattungen nöthig sind. Ebenso werden nach genügend wiederholter dichotomischer Spaltung und nach erfolgtem Erlöschen ganzer Gattungen so divergente Gattungs-complexe entstehen, dass man sie als besondere Familien, Ordnungen, Classen u. s. w. unterscheiden muss.

Man wird jetzt fragen, wie unendlich oft die dichotomische Spaltung sich wiederholt haben müsse, um die grosse Zahl und Mannigfaltigkeit der Thierarten zu erklären. Den grössten und artenreichsten Stamm oder Typus des Thierreiches bilden die Gliedthiere oder Arthropoden (Insecten, Spinnen und Krebse); denn sie enthalten circa 200,000 bekannte Arten; nimmt man an, dass noch vier mal so viel unentdeckt existiren, so könnte dieser Stamm vielleicht die Zahl von einer Million Arten erreichen. Wenn nun mit einer Stammart beginnend sich die Spaltung nur dreissig mal wiederholt, d. h. wenn jede Art sich wieder in zwei spaltet, so wäre das Endresultat eine Anzahl von 1070 Millionen Arten. Es brauchte sich also, bei dreissigmaliger Spaltung, von 1070 möglichen Endarten nur je eine wirklich entwickelt zu haben, um immer noch eine Million zu ergeben, und das Fehlschlagen von mehr als 999 pro mille der möglichen Endarten würde hinreichend die grossen Kluften zwischen den übrigbleibenden erklären. Diese Kluften sind es ja, die wir durch Aufstellung von Gattungen, Familien, Ordnungen und Classen constatiren.

Wir brauchen also gar keine sehr grosse Zahl von Spaltungen anzunehmen, um selbst die grössten Extreme als aus gemeinschaftlicher Urform entstanden zu denken, wobei natürlich diese Urform nicht als ein Individuum, auch nicht als eine Art, sondern nur als „ein und dieselbe Organisationsstufe“ (Einzelligkeit) anzusehen ist. Die Entstehung dieser ersten einzelligen Organismen aus unorganischer Materie ist eine andere Frage, die mit der vorliegenden Theorie nichts zu schaffen hat, sondern ihre Beantwortung 'in der *Generatio aequivoca* (im gegenwärtigen wissenschaftlichen Sinne)*) findet, einer Theorie, die sich allerdings nicht auf lauter Thatsachen, sondern auch auf einige Hypothesen stützt.

*) Nicht zu verwechseln mit der *Generatio aequivoca* aus dem Anfang unseres und aus den vorigen Jahrhunderten, die endgültig zu Grabe getragen ist. Vergl. meine Vorlesungen über die Darwinsche Theorie.

Während die *Generatio aequivoca* in sofern eine wirkliche Neubildung zu erklären sucht, als sie Organismen aus Anorganen hervorgehen lässt, hat es die Darwinsche Theorie nur mit der Umwandlung der einmal gegebenen ersten organischen Wesen bis zur heutigen Mannigfaltigkeit der Thiere und Pflanzen zu thun. Sie erklärt dieselbe durch wiederholte Spaltung in distincte Arten, die Spaltung durch Umwandlung bei gleichzeitiger localer Sonderung zweier Rassen, die Umwandlung durch Anpassung bei eintretenden Veränderungen in den äusseren Lebensbeziehungen, die Anpassung durch Häufung selbst nützlicher Merkmale, die Häufung durch wiederholtes Ueberleben der passenderen Individuen und wiederholte Vererbung und das Ueberleben der passenderen Individuen schliesslich durch starke Vermehrung, individuelle Variabilität und Vertilgungskrieg der äusseren Verhältnisse.

Darwin's grosses Verdienst besteht also darin, die alte Abstammungstheorie, — die schon am Anfange des Jahrhunderts von Göthe und Lamarck aufgestellt worden, aber immer wieder in's Wasser gefallen war, — durch Zurückführung auf die einfachen Thatsachen Erbllichkeit, individuelle Abweichungen, rapide Vermehrung und Vertilgung fest begründet und weiterem Ausbau durch wissenschaftliche Forschungen geöffnet zu haben.

Mancher Leser wird sich jetzt vielleicht wundern, gar nichts in unserer Theorie gefunden zu haben, was die grosse Aufregung erklären könnte, die durch das Erscheinen von Darwin's Werk in wissenschaftlichen und auch in weiteren Kreisen des Publicums hervorgerufen worden ist. Worin, wird er fragen, liegt denn das Beunruhigende in Darwin's Lösung der Frage nach der Entstehung der Thier- und Pflanzenarten, und woher der Eifer gegen dieselbe meist schon (gewöhnlich übrigens nur) ehe man sie (gründlich) kennt?

Die Organisation und die Entwicklungsweise des Menschen stimmen mit denen der Säugethiere in allen Zügen so genau überein, dass, die Abstammungstheorie einmal zugegeben, sein gemeinschaftlicher Ursprung mit den Säugethieren selbstverständlich ist und für ihn kein Ausnahmestand mehr festgehalten werden kann. Darin liegt das Beunruhigende der Frage. Sie berührt den Menschen selbst und kränkt ihn in seinem Stolze. Doch wie grundlos ist diese Empfindlichkeit! Wenn ein Historiker unsere Abstammung von den alten Germanen, höchst rohen Menschen, die auf

Bärenhäuten faulenzten und sich in Meth betranken, dadurch zu beweisen sucht, dass wir um kein Haar breif besser seien, so wird sich jeder Deutsche mit Recht seinen Stolz gekränkt fühlen. Wenn er aber im Gegentheil zeigt, wie und wodurch es diesem Volk gelang, aus dem halbwildem Zustande sich zu erheben und auf die heutige Höhe der Cultur zu gelangen, und wie hoch jeder Einzelne über den Urgermanen steht, so wäre eine Empfindlichkeit hierüber höchst grundlos. Gewiss ist so viel, dass ein jeder von uns für sich den geringfügigsten Ursprung aus dem Ei genommen hat, seinen Anfang von einfacher Zelle herleitet: so mögen wir ihn denn alle zusammen im Sinne Darwin's ebenfalls haben; denn besser ist der Trost gestiegen zu sein und die Aussicht in den Nachkommen weiter zu steigen, als die zweifelhafte Ehre, einem heruntergekommenen Geschlecht anzugehören.

Die Dichter der Freiheitskriege.

Von der Höhe der ruhmvollen Gegenwart mögen wir gern in die Vergangenheit unseres Volkes zurückblicken und die Wege überdenken, die oft seltsam verschlungen, oft weit auseinanderlaufend, uns zuletzt doch zu dem Gipfel dieser glorreichen Tage heranföhrten. Mit dem Gefühl einer hohen Befriedigung erkennen wir dann, wie so Vieles, was in unserm Geschick uns widerspruchsvoll erschien, sich endlich glücklich zusammenfügte, und dankbar gedenken wir all der grossen Bestrebungen, durch welche die Triumphe dieser Tage in verschiedenem Sinne vorbereitet und geschichtlich ermöglicht wurden, und als deren letzte Ergebnisse diese Triumphe sich darstellen.

Nur beschränkte Kurzsichtigkeit und Unbekanntschaft mit unserm Volk könnte die Erfolge dieses Krieges auf die Vorzüge einer hochentwickelten militärischen Technik allein zurückföhren wollen, nur sie können glauben, dass in diesen Tagen die äussere Gewalt der Waffen und strategische Klugheit allein triumphirt habe. Im Dienst einer höhern Gewalt stand die praktische Intelligenz, der eiserne Wille, der grosse Feldherrnverstand, den wir in den glänzenden Thaten dieses Krieges bewundern. In Wahrheit, wenn alles Grosse nur durch eine Begeisterung erreicht wird, die aus den edelsten Kräften der Menschenbrust stammt, so hat auch der gewaltige Kampf dieser Tage ihres Beistandes nicht entbehrt; ja vielmehr die ideelle Macht eines grossen Gedankens ist niemals siegreicher hervorgetreten als gerade jetzt.

Dass wir Alle im Augenblick jenes unerhörten Friedensbruchs, dessen sich französischer Hochmuth und Neid frevelhaft unterfing, dass wir Alle, des egoistischen Sonderwesens vergessend, diesen

Frevel, der listigerweise auf unsere Zersplitterung rechnete, in gleichem Maasse, mit gleicher Entrüstung empfanden, dass wir unsrer selbst in diesem Augenblick, zum ersten mal wieder nach langer Zeit, als eines einigen Volkes bewusst wurden, — diese Einigkeit in Liebe und Hass war es, die unsern Waffen den Zauber der Unwiderstehlichkeit verlieh. Und das Gefühl dieser Einheit, das begründet ist auf ein tiefes und heiliges Gesetz der Natur, auf die geheimnissvolle Verwandtschaft des Blutes, hat es nicht zugleich des Geistes erhabenste Sanction? Der gemeinsame Besitz jener edelsten Güter, die sich das Volk in langer und angestrenzter Culturarbeit errungen, die Gemeinsamkeit in Sitte und Bildung bestätigt und bekräftigt erst wahrhaft das Gefühl der natürlichen Einheit. In den Idealen des Volkes hat die Liebe zum Vaterland ihren höchsten und werthvollsten Inhalt, und so sehr ist sie durch diesen Inhalt bedingt, dass eine patriotische Begeisterung überhaupt nicht möglich ist, wo das Volk den Glauben an jenes Ideal eingebüsst hat. Der Patriotismus ist das ideale Selbstgefühl des Volkes, das Gefühl, dass ihm unter den Nationen der Erde eine eigenthümliche Mission geworden, die es nur zu erfüllen vermag wenn es sich selber treu bleibt und an seiner Eigenthümlichkeit festhält. In solchem nationalen Bewusstsein vereinigten wir uns gegen den frevelhaften Angriff der Fremden, das war es, woraus wir für den Riesenkampf unsere Begeisterung schöpften, die ideelle Macht dieser Begeisterung weihte den Kampf; „es war kein Krieg, von dem nur Kronen wissen, es war ein Kreuzzug, war ein heil'ger Krieg.“

Wohl ist die Nothwendigkeit auch des gerechtesten Krieges etwas Ungeheures und Furchtbares. Sollte in einer von der Vernunft beherrschten Welt nicht das Recht schon an sich selbst Macht und Gewalt sein und der Weg der moralischen Eroberung der einzige, auf dem es sich Raum und Geltung verschafft? In der That hat ein einseitiger Idealismus, selbst in der Politik, die Deutschen nicht selten verführt, die Macht der Idee zu überschätzen und an ihre Selbstherrlichkeit zu glauben. Aber in der Welt der wirklichen Dinge vermag der Gedanke sich nur durchzusetzen, indem er sich ihrer Kräfte bedient:

„Leicht bei einander wohnen die Gedanken,
Doch hart im Raume stossen sich die Sachen.

Wer nicht vertrieben sein will, muss vertreiben,

Hier herrscht der Streit, und nur die Stärke siegt.“

Mit jenem träumerischen Idealismus haben wir in der Politik, wie in andern Gebieten, längst entschieden gebrochen. Wir sind nüchtern geworden in der Beurtheilung der realen Verhältnisse, in der praktischen Durchführung des Gewollten. Sicher, diese Tage sind nicht ärmer an idealen Empfindungen, als irgend welche der vergangenen Zeit, aber wir wissen, dass auch dem Edelsten, wofür wir uns begeistern, Schädigung und Verderben droht, wenn wir die äussern Grundlagen seines Daseins vernachlässigen. Eine grosse und reiche Cultur verlangt zu ihrem Schutz, wie zur Sicherheit ihrer freien Weiterentwicklung die grossen Formen eines mächtigen politischen Gemeinwesens, das für die Seele jener Cultur den entsprechenden Körper bildet. — Unsere politische Sehnsucht ist nun erfüllt. Zu der Grösse seiner Cultur hat das deutsche Volk nun auch die politische Grösse gewonnen, zu der Stellung, die ihm kraft jener unter den Völkern Europa's zukommt, hat es sich nun auch im politischen Sinne erhoben. Seine Cultur hat ihm die geistige Einheit geschaffen, sie gab ihm das Recht, die Pflicht und den Enthusiasmus, auch die politische zu erwerben.

Nach einem andern Gesetz, als bei andern Nationen, hat sich bei der deutschen der Process der innern Entwicklung vollzogen; überall in der Geschichte der Völker sehen wir, dass grosse geistige Bewegungen mit der Kräftigung des Staatskörpers unmittelbar Hand in Hand gingen. Anders war es in Deutschland. Zwei mal sehen wir unser Volk seit dem Ende des Mittelalters sich geistig verjüngen, zwei grosse geistige Neugestaltungen treten hervor, die Reformation und unsre classische Literatur, beide aber ohne eine gleichzeitige Neubildung der politischen Verhältnisse. In England sehen wir mit der kirchlichen Reformation auch neue politische Bestrebungen verbunden, die religiöse und die politische Revolution gingen zusammen. In Deutschland hielt sich die Reformation rein auf religiösem Gebiet. Ganz den Mächten des Inneren hingegeben, blieben unsere Reformatoren, ihre Aufgabe als eine rein geistige fassend, allen politischen Interessen fern. Ulrich v. Hutten, bei dem sich zu den kirchlichen Reformbestrebungen eine starke politische Leidenschaft gesellte, hat in dieser Rücksicht eine denkwürdige Ausnahmestellung. — Dann, als sich Deutschland aus der tiefen geistigen Ohnmacht, in die es während des dreissigjährigen Krieges versunken war, aus dem tiefen Verderb seiner Sitte und Bildung im vorigen Jahrhundert wieder erhob und eine neue nationale Cultur hervorrief, eine neue Blüthe der Poesie und Wissenschaft von der höchsten Schönheit und

dem höchsten geistigen Adel, da war auch dieser grossartige und herrliche Erneuerungsprocess nicht zugleich mit einem politischen Aufschwung verbunden und nicht unmittelbar durch einen solchen bedingt. Die Wissenschaft und Kunst der Hellenen erblühte, nachdem das Volk im Perserkriege politisch erstarkt war, die römische Kunst und Literatur zur Kaiserzeit hing mit der politischen Geschichte auf das engste zusammen, und als sich in England unter Elisabeth ein mächtiges Staatsleben reich und prächtig entfaltete, da erstand Shakespeare dem britischen Volk.

Seltsam und bewunderungswürdig, wie sich in Deutschland auf ganz anderem Wege die Herrlichkeit der classischen Epoche entwickelte. Der Idealismus und die tiefe Innerlichkeit der deutschen Natur bekundeten sich hier nicht minder siegreich, als in der Epoche der Reformation. Rein aus sich selbst, unabhängig von äusseren Verhältnissen, entfaltete sich die edle Geistesblüthe dieser reichen Cultur:

„Kein Augustisch Alter blühte,
Keines Medicäers Güte
Lächelte der deutschen Kunst;
Sie ward nicht gepflegt vom Ruhme,
Sie entfaltete die Blume
Nicht am Strahl der Fürstengunst.
Von dem grössten deutschen Sohne,
Von des grossen Friedrichs Throne
Ging sie schutzlos, ungeehrt;
Rühmend darf's der Deutsche sagen,
Höher darf das Herz ihm schlagen,
Selbst erschuf er sich den Werth.“

Nimmer möge es geschehen, dass wir diese Grösse in der Entwicklung unserer classischen Kunst und Literatur verkennen, dass wir sie, wie Manche, denen ihre Beziehungslosigkeit zu den Fragen der Politik wie ein trübes Verhängniss erscheint, der Entfremdung vom nationalen Leben beschuldigen. Sie war vielmehr im Innersten deutsch, und trotzdem, dass sie selbst nicht politisch war, wäre doch der politische Aufschwung ohne sie unmöglich gewesen; sie hat ihn selbst herbeiführen helfen. „Aus ihr,“ sagt der berühmte Schilderer der deutschen Vergangenheit,“*) „sollte sich

*) Gustav Freytag.

die Begeisterung entwickeln für den gefährdeten deutschen Staat. Nie hat eine Literatur solche Rolle gespielt und so grosse Aufgaben gelöst, als die deutsche von 1750 bis in die neueste Zeit. Denn sie ist auch durchaus unähnlich den modernen Versuchen anderer Völkerschaften, welche aus Patriotismus, d. h. aus dem Bedürfniss eines staatlichen Fortschritts, sich eine tendenziöse Literatur grossziehen. In diesen Fällen dient Kunst und Poesie von Anfang an der Politik, sie wird vielleicht künstlich gepflegt, der wissenschaftliche und Kunstwerth der einzelnen Leistungen gilt wahrscheinlich weniger als der politische Zweck. In Deutschland war die Wissenschaft, Literatur und Kunst nur um ihrer selbst willen vorhanden, die beste schöpferische Kraft, das wärmste Interesse der Gebildeten war allein auf sie gerichtet, sie war immer deutsch und patriotisch, im Gegensatz zu dem übermächtigen Französischen, aber sie hatte keinen andern Zweck, als der Wahrheit und Schönheit zu dienen. — Gerade darum aber, weil Kunst und Wissenschaft der Deutschen nichts wollten, als ehrliche Leistungen innerhalb ihrer Gebiete, durchglühten ihre lauterer Flammen das weiche Gemüth der Deutschen, bis es für einen grossen politischen Kampf gehärtet war.“

Wiederum seltsam ist ein anderes Phänomen, das uns gleichzeitig mit dem Beginn jener classischen Literaturepoche in Deutschland entgegentritt. Jene Zeit erschuf ein grosses politisches Genie; eben er, den Schiller in den angeführten Versen nennt, Friedrich der Grosse, erneuerte damals den Ruhm des deutschen Namens durch den Glanz seiner mächtigen Kriegsthaten; er erhob die Macht des preussischen Staates auf eine allbewunderte Höhe und führte sie auf der Bahn politischer Entwicklung ein gewaltiges Stück der Bestimmung entgegen, welche das Geschick dem preussischen Staate vorgezeichnet, und die er jetzt so glorreich erfüllt hat. Eben dieser gewaltige und geistvolle Fürst war es jedoch, an dessen Thron nach des Dichters Worten die deutsche Muse weder Schutz noch Ehre fand. Lessing und Friedrich der Grosse — wie sehr erscheinen sie geistig verwandt, und doch sind sie niemals zu einander in Beziehung getreten. Den Grössen der französischen Literatur, die Lessing mit der glänzenden Waffe seiner Kritik zerschlug, widmete dieser König leidenschaftliche Bewunderung, er hatte kein Verständniss für die grossen Geistesschöpfungen, die neben ihm und mit seinem politischen Werk gewissermaassen in geheimem Bündniss im deutschen Volke heranwuchsen.

Die beiden Strömungen, die der politischen und der Culturentwicklung, die hier so getrennt erscheinen, sollten sich aber zusammenfinden. Der Staatsgedanke und die neue Geistesbildung sollten einander die Hand reichen. Als die napoleonischen Kriege über Deutschland hereinbrachen und unser Volk in unermessliches Elend stürzten, als auch Preussen in dem jammervollen Jahr 1806 dem fremden Despoten erlegen war, da, unter der Noth und dem Schmerz dieser Jahre, sollte sich zuerst die Vermählung des politischen und geistigen Nationalgefühls vollziehen und die Macht erzeugen, die unser Volk zu seinen Freiheitskriegen entflammete, die Deutschland sich selbst wiedergab und uns über mannigfache Hemmnisse und oft durch öde und traurige Strecken endlich zu der Höhe der Gegenwart emporführte. Die Namen Stein, Scharnhorst und Gneisenau, Schliermacher und Fichte sind es, an die wir hier vor allen denken. In ihnen, die mitten inne standen in der Bewegung des deutschen Geisteslebens, erwachte in jenen Tagen der Noth allmählig das Feuer einer grossen politischen Leidenschaft, und jene hohe und edle Bildung selbst war die Quelle, aus der sie diesen politischen Enthusiasmus nährten.

Auch die Poesie begann mit einzustimmen in die kriegerische Begeisterung jener Tage, die Leyer gesellte sich dem Schwert. Von dieser reichen, mannigfach gestalteten Dichtung, welche den ganzen Verlauf der Freiheitskämpfe begleitete, beabsichtigen wir im Nachfolgenden eine kurze Charakteristik zu geben.

Zunächst tritt uns, an der Schwelle jenes grossen Zeitalters der Freiheitskriege, die düstere, fast unheimliche Gestalt eines Dichters entgegen, der dem empörten Selbstgefühl der Nation mit einer tiefen wilden Leidenschaft Ausdruck gab, dem aber selbst nicht vergönnt war, den Tag der Freiheit zu begrüßen. Heinrich von Kleist*) war nach den wenig bedeutenden Poeten des siebenjährigen Krieges der erste unter den neueren Dichtern, der die Sprache der Poesie mit glücklicher Kühnheit politischen Zwecken der unmittelbaren Gegenwart dienstbar machte. Lange Jahre brütend, in sich selbst versunken, theilnahmlos gegen die umgebende Welt und ihr Geschick, in die Irrgänge maassloser Leidenschaften verloren, erwachte er wie von qualvollen Träumen, als das Unheil furchtbar, eine entsetzliche

*) Eine vorzügliche Charakteristik dieses Dichters enthalten die „historischen und politischen Aufsätze von Heinrich v. Treitschke.“ 2. Theil. Leipzig, 1870.

Wirklichkeit, an das Vaterland herantrat. Immer häufiger werden seit dem Feldzug von 1805 in seinen Briefen die Klagen über die „finstere Zeit, wo jedem das Elend in den Nacken schlägt.“ Unfassbar ist ihm die erste Kunde von der Schlacht bei Jena; „Zwanzig Tausend Mann auf dem Schlachtfelde und doch kein Sieg,“ ruft er aus im Schmerz seines tief verwundeten preussischen Stolzes. Hart aufeinander folgen nun die Unglücksschläge, die Preussen völlig niederwerfen, und zuletzt muss er die Noth der Zeit noch unmittelbar an seiner eigenen Person erfahren. In Folge eines Missverständnisses wird er 1807 als Spion gefangen und nach Frankreich gebracht, wo er auf der Festung Joux im Jura Monate lang französische Rohheit zu erdulden hatte. Nach der Rückkehr in das tief gedemüthigte Vaterland werden Zorn und Hass gegen den Unterdrücker und das Verlangen nach Rache immer mehr die herrschenden Leidenschaften seiner Seele und sie steigern sich auf einen Grad, dass man gemeint hat, die schliessliche Verzweiflung am Vaterland sei die alleinige Ursache seines Selbstmordes gewesen. Mit dämonischer Wildheit bricht der Hass gegen den Schänder der deutschen Ehre aus seinen patriotischen Gedichten hervor, furchtbar klingt sein Aufruf zur Rache: „Schlagt ihn todt, das Weltgericht fragt euch nach den Gründen nicht!“ — Diese wilde, unbändige Leidenschaftlichkeit bildet den Grundzug in Kleist's patriotischer Poesie, die deshalb die Stimmung, aus welcher die grosse Erhebung jener Jahre hervorging, nur einseitig charakterisirt. Von dem sittlichen Pathos, der heiligen Begeisterung, welche die Helden der Freiheitskriege erfüllte und die in Körner's Liedern den reinsten Ausdruck empfangt, ist in Kleist's Gedichten nur wenig zu finden. Mit dem grimmigen Ungestüm einer Kraft, die an ihren Fesseln rüttelt, empört sich in ihnen gegen den noch übermächtigen Druck das patriotische Gefühl, das sich erst mit der Erhebung selbst, die der Dichter nicht erleben sollte, zu einer edlen Begeisterung klären konnte.

Politischen Inhalts sind auch zwei dramatische Dichtungen Kleist's: „die Hermannsschlacht“ und „der Prinz von Homburg.“ Jene, in der sich die politische Tendenz deutlich genug ausspricht, stellt gleichsam ein Vorbild des erhofften Befreiungskampfes auf. Mit der Hermannsschlacht Klopstock's verglichen; hat sie neben dem Vorzug wirklich dramatischer Kraft auch den einer bestimmten geschichtlichen Auffassung des Gegenstandes. Der Patriotismus ist hier nicht mehr, wie bei Klopstock, eine in's Allgemeine gehende

lyrische Aufwallung, er macht die Gestalten der Vorzeit, die blondmähnigen Teutonen, nicht mehr zu schemenhaften Heroen von ausbündiger Tugend und pathetischer Schwärmerei; in dem Hermann der Kleist'schen Dichtung verbinden sich urwüchsige Heldenkraft und Freiheitsliebe mit einem schlaue berechnenden Verstand, der es nicht verschmäht, List mit List zu bekämpfen. An einzelnen Stellen des Dramas bricht die patriotische Leidenschaft, der Hass und Grimm gegen die übermüthigen Fremdlinge mit glühender Kraft hervor; in diesen Parteen ist die Dichtung von hinreissender Wirkung, während dem Ganzen gegenüber allerdings der Eindruck einer gewissen Fremdartigkeit vorherrschend bleibt. — Der „Prinz von Homburg“ hat nichts Tendenziöses; er ist eine freie poetische Schöpfung, in welcher sich der politische Inhalt nirgends stofflich als Zweck vordrängt, sondern überall nur die Bedeutung eines künstlerischen Motives hat. Trefflich ist in einer Reihe lebendig individualisirter Nebengestalten die Tugend des deutschen Soldaten geschildert, der, strenger Disciplin unterthan und doch ein freier Mann, bei seiner Pflichttreue den Muth eines selbständigen Gewissens bewahrt. Ein feuriger Patriotismus durchdringt auch dieses Stück, und der Glaube an die preussische Mission fasst sich am Schluss in dem triumphirenden Ausruf des Prinzen zusammen: „In Staub mit allen Feinden Brandenburgs.“

Die Tage der nationalen Erhebung kamen, das Volk sammelte sich in Schaaren unter die Banner, die ihm voranwehen sollten im Kampf gegen den fremden Despoten; aber Kleist, der diesen Kampf so leidenschaftlich herbeigesehnt, verfiel kurz vor dem Beginn desselben auf's neue seinem finstern Dämon; wieder, und schrecklicher denn zuvor, begann der Trieb der Selbsterstörung in ihm zu wühlen; am 21. November 1811 gab er sich selbst den Tod.

Neben diesem tief unglücklichen Charakter und seiner dämonischen Leidenschaft, die immer auflodert wie dunkelglühende Feuersbrunst, — wie klar und jugendlich hell erscheint die Gestalt Theodor Körner's, des eigentlichen Repräsentanten jener edeln und reinen Begeisterung, welche die deutsche Jugend in den Kämpfen der Freiheitskriege beseelt. Sein Heldentod für das Vaterland und dieser reine Enthusiasmus, der in schwungvollen Liedern erklang, haben ihn zum Liebling des Volkes gemacht.

Körner hielt sich seit dem Anfang des Jahres 1812 in Wien auf und hatte sich hier, nachdem er zum Dramaturgen am Burgtheater ernannt worden, mit der Tochter einer befreundeten Familie

verlobt, als 1813 der preussische Aufruf erscholl, der Ruf zu den Waffen; ohne Zaudern riss er sich los von dem eben gewonnenen Glück, aus den Armen der Liebe. „Deutschland steht auf,“ schreibt er an seinen Vater nach Dresden, „der preussische Adler erweckt in allen treuen Herzen durch seine kühnen Flügelschläge die grosse Hoffnung einer deutschen Freiheit. Meine Kunst seufzt nach ihrem Vaterland — lass mich ihr würdiger Jünger sein! Jetzt, da ich weiss, welche Seligkeit in diesem Leben reifen kann, jetzt, da alle Sterne meines Glücks in schöner Milde auf mich niederleuchten, jetzt ist es, bei Gott, ein würdiges Gefühl, das mich treibt; jetzt ist es die mächtige Ueberzeugung, dass kein Opfer zu gross sei für das höchste menschliche Gut, für seines Volkes Freiheit. — Eine grosse Zeit will grosse Herzen, und ich fühle die Kraft in mir, eine Klippe sein zu können in dieser Völkerbrandung — ich muss hinaus und dem Wogensturm die muthige Brust entgegendrücken. Soll ich in feiger Begeisterung meinen siegreichen Brüdern meinen Jubel nachleiern? — Ich weiss, du wirst manche Unruhe erleiden müssen, die Mutter wird weinen — Gott tröste sie! Ich kann's Euch nicht ersparen. — Dass ich mein Leben wage, das gilt nicht viel, dass aber dies Leben mit allen Blütenkränzen der Liebe, der Freundschaft und der Freude geschmückt ist, und dass ich es doch wage, dass ich die süsse Empfindung hinwerfe, die mir in der Ueberzeugung lebte, Euch keine Unruhe, keine Angst zu bereiten, das ist ein Opfer, dem nur ein solcher Preis entgegengestellt werden darf.“

Das ist die Stimmung, welche damals die Gemüther der deutschen Jugend beherrschte. Am 19. März 1813 trat Körner in die Freischaar des Majors v. Lützow ein; auf den Marschen und in den Stunden der Musse, unter dem unmittelbaren Anhauch des kriegerischen Lebens, entstanden nun die meisten seiner patriotischen Gesänge; an seinen Genossen, denen er sie häufig Abends beim Bivouakfeuer vortrug, hatte er die empfänglichsten Hörer, in denen jeder Funke der Begeisterung zündete. Bei einem Streifzug im nördlichen Deutschland fand er schon am 25. August 1813 den Tod. Wenige Stunden vorher entstand sein letztes Gedicht: das Schwertlied. Am dämmernden Morgen hatte er es in sein Taschenbuch geschrieben und las es eben einem Freunde vor, als das Zeichen zum Angriff gegeben wurde. Auf der Strasse von Gadebusch nach Schwerin kam es zum Gefecht. Der Feind wurde zurückgeworfen und Körner war unter denen, die ihn am kühnsten verfolgten. Eine Kugel der feindlichen Tirailleurs, die aus einem Gebüsch auf die

verfolgenden Reiter schossen, traf ihn in's Herz. Seine Leiche führten die Lützower mit sich und bestatteten sie unfern Ludwigslust unter einer Eiche bei Wöbbelin. So war Körner das Loos beschieden, das er oft in seinen Liedern mit Begeisterung gepriesen:

„Und sollt ich einst im Siegesheimzug fehlen,
Weint nicht um mich, beneidet mir mein Glück!
Denn was berauscht die Leyer vorgesungen,
Das hat des Schwertes freie That errungen.“

Durch die geringere Bedeutung der Dramen des jugendlichen Dichters seiner Lyrik gegenüber haben sich Manche verleiten lassen, auch diese kühl zu beurtheilen. Sieht man aber von einigen etwas unreifen Stellen der Körnerschen Kriegslieder ab, so sind sie unzweifelhaft der edelste, kräftigste und wirklich poetische Ausdruck des jugendlichen Patriotismus jener grossen Zeit. Aus allen spricht deutlich das glänzende Vorbild der Schillerschen Lyrik, und wenn Körner in seinen Dramen dem Genius des grossen Dichters, den er unter allen am höchsten verehrte, nur mit geringer Kraft nachzueifern vermochte, so erreichte er in den lyrischen Gedichten einen Schwung und Adel des Ausdrucks, die ihn als Schiller's würdigen Schüler erscheinen lassen. In einigen ist es ihm auch glücklich gelungen, einen mehr volksthümlichen Ton anzuschlagen, wie vor allem in dem „Schwertlied,“ welches man unbedenklich ein Muster edel-volksthümlicher Liederpoesie nennen kann. In allen aber kommt das mächtige sittliche Pathos, welches die Freiheitskriege so wundervoll auszeichnet, mit ergreifender Wahrheit zum Ausdruck. In diesen Liedern ist nichts von einem rohen und geistlosen Kriegsfanatismus, nichts von klirrender Landsknechtspoese, in allen herrscht das begeisternde Gefühl, dass der Kampf nur dienen soll, das Edelste, was Völker ihr eigen nennen, zu schirmen und wiederaufzurichten:

„Hinter uns im Grau'n der Nächte
Liegt die Schande, liegt die Schmach,
Liegt der Frevel fremder Knechte,
Der die deutsche Eiche brach.
Unsre Sprache ward geschändet,
Unsre Tempel stürzten ein;
Unsre Ehre ist verpfändet,
Deutsche Brüder, löst sie ein.

Brüder, die Rache flammt! Reicht euch die Hände,
Dass sich der Fluch der Himmlischen wende!
Löst das verlorne Palladium ein.

Vor uns liegt ein glücklich Hoffen,
 Liegt der Zukunft goldne Zeit,
 Steht ein ganzer Himmel offen,
 Blüht der Freiheit Seligkeit.
 Deutsche Kunst und deutsche Lieder,
 Frauenhuld und Liebesglück,
 Alles Grosse kommt uns wieder,
 Alles Schöne kehrt zurück.

Aber noch gilt es ein grässliches Wagen,
 Leben und Blut in die Schanze zu schlagen,
 Nur in dem Opfertod reißt uns das Glück.“

Wie die ideale Stimmung des classischen Zeitalters in die Empfindungen jener kriegerischen Epoche hereinwirkte, wie der Enthusiasmus der Freiheitskriege sich nährte am Geiste unserer classischen Literatur, vor allem an Schiller's sittlichem Idealismus, davon zeugt die Körnersche Kriegslyrik in jedem Verse. Von Schiller's Muse ward Körner in Schlacht und Kampf geleitet; an ihrer Hand, geschmückt mit dem blutigen Lorbeer, tritt der jugendliche Held und Sänger unserm innern Auge entgegen, so steht er in der Erinnerung des Volkes.

Neben Körner erscheint Moritz Arndt wie neben dem Jüngling der Mann. Mit Unrecht stellt man diesen starken und unentwegten Vorkämpfer deutscher Freiheit häufig zusammen mit dem wunderlichen Turnvater Jahn. Jenes „urteutonische“ Wesen, das bei diesem in Rede, Tracht und allerhand Aeusserlichkeiten fast zur Carricatur wurde, und das Heine in seiner boshaften Art als das ungekämmtte Cheruskerthum bezeichnete, lag dem Patriotismus Arndt's durchaus fern. Er war eine Natur von gesundem geistigen Wuchs; seinem klaren und energischen Verstand war ein Herz voll starker, leidenschaftlicher Empfindung verbunden; das in männlichem Zorn aufschwoll gegen Unterdrückung und Unrecht. Die Kraft dieses Zorns war die eigentliche Seele seiner Kriegslieder, sie war die Muse seines Gesanges.

Die publicistische Thätigkeit Arndt's, deren höchstes Streben von Anfang war, den politischen Geist in Deutschland zu entzünden, zog ihm lebhaftere Verfolgungen zu, die ihn nach der Schlacht bei Jena nöthigten, nach Schweden zu flüchten. Es gelang ihm jedoch bald, nach Deutschland zurückzukehren, und mit verdoppeltem Eifer war er nun auf's neue in Schrift und Rede bemüht, den Willen der Nation zur Erhebung anzuspornen. Endlich brach das Feuer, das

er so lange geschürt, in lichten Flammen aus, und nun erhob sich auch seine Dichtung, die bisher keine hervorragenden Eigenschaften gezeigt, zu einem bedeutenden und mächtigen Pathos. Die Energie der Gesinnung, der sittliche Affect, die patriotische Begeisterung erschufen ihm das Talent. Seine Gedichte haben nicht Körner's schwungvollen Stil, sie sind schwerer und härter im Ausdruck, aber oft von gewaltiger Wucht und Kraft:

Der Gott, der Eisen wachsen liess,
 Der wollte keine Knechte,
 Drum gab er Säbel, Schwert und Spiess
 Dem Mann in seine Rechte.
 Drum gab er ihm den kühnen Muth,
 Den Zorn der freien Rede,
 Dass er bestände bis auf's Blut,
 Bis in den Tod die Fehde.

Lass brausen, was nur brausen kann,
 In hellen lichten Flammen!
 Ihr Deutschen alle, Mann für Mann,
 Für's Vaterland zusammen!
 Und hebt die Herzen himmelan!
 Und himmelan die Hände!
 Und rufet alle Mann für Mann:
 Die Knechtschaft hat ein Ende!

Wie aus Körner's politischen Liedern, so spricht auch aus denen Arndt's ein tiefreligiöser Zug. Einen scharfen Contrast bildet diese ernste, von den Spuren eines schwächlichen Pietismus völlig freie Religiosität zu dem dünnen Rationalismus der nüchternen Aufklärungsperiode des 18. Jahrhunderts. Das tragische Geschick des Vaterlands erweckte in den Gemüthern wieder die Ehrfurcht vor der geheimnissvollen Macht, die über unserm Dasein waltet, und die ernste Begeisterung für die grossen Ideale der Menschheit siegte über den öden Materialismus beschränkter Selbstsucht. Religiosität ist nach dem Sinne Arndt's der nothwendige Charakter dieser Begeisterung, das Merkmal jedes freien und hochsinnigen Enthusiasmus für die idealen Güter des Lebens. „Religion,“ sagt er, „der schlaue Slav hat sie nie gehabt, sie keimt nur aus Lebensfülle, aus gemeinschaftlichem Kampf in Freude und Leid. Der Mensch, der keine Menschheit anerkennt, kann diese heiligen Gefühle nicht haben, er hat nur einen hohlen Aberglauben, worin sich seine wimmernde Eitelkeit widerspiegelt.“

Die politischen Ansichten Arndt's hatten manches Unklare und Schwankende, die Geschichte seines Lebens erklärt dies zur Genüge. Eine Ueberzeugung aber hielt sich ihm aufrecht zu jeder Zeit, die Ueberzeugung, dass es Preussens Beruf sei, durch seine Initiative die Umgestaltung Deutschlands herbeizuführen; in den trübsten Tagen hielt er an diesem Glauben fest, und schon bald nach seinem Tode (1864), in dem schweren Kampf des Jahres 1866 sollte die von ihm vorausgesagte politische Reformation beginnen.

Wenn wir in der Kriegslyrik Körner's die Einflüsse der classischen Epoche, namentlich die Einwirkungen des Schiller'schen Geistes erkannten, so können wir nun in andern Erscheinungen der patriotischen Dichtung jener Zeit die näheren und ferneren Zusammenhänge mit einer Literaturrichtung beobachten, die von der classischen in wesentlichen Punkten verschieden, zu derselben in vieler Beziehung einen ausdrücklichen Gegensatz bildete.

Sahen wir vorher, dass sich unsere classische Dichtung in völliger Unabhängigkeit von der staatlichen Existenz entwickelte, dass sich in ihr eine wunderbare Blüthe deutschen Geistes zu edler Schönheit entfaltete, in einer Zeit, wo das politische Leben in Deutschland allenthalben stockte, so sehen wir nun eine Literatur von ausdrücklich volksthümlicher Tendenz entstehen, als unser Volk politisch gerade am schwächsten war. — Zu der Zeit, wo sich Napoleons starrer Despotismus wie ein eisernes Netz über Deutschland gelegt hatte, wo unsere politische Existenz völlig gebrochen schien, wo selbst die noch zurückgebliebene Schattengestalt des deutschen Reichs vor dem Winke des übermüthigen Eroberers versunken war, zu eben dieser Zeit regte sich auf dem geistigen Gebiet der Literatur ein wundersames patriotisches Leben. Es war dies eine vaterländische Begeisterung zunächst nur poetischer Art, die aber zuletzt, wenigstens mittelbar, auch das politische Nationalgefühl kräftigen und seinen Inhalt bereichern half.

Wir sprechen von jener denkwürdigen Bewegung im Gebiet der neudeutschen Literatur, die man mit dem Namen der Romantik zu bezeichnen pflegt. Das heutige Geschlecht, dem ein tiefer Widerwille innewohnt gegen alles Unklare, Nebelhafte und Verschwommene, hat das Phantastische, was ihren Bestrebungen anhaftete, mit strengem Tadel verurtheilt. Niemand ist, der die Schwächen der Romantik jetzt vertheidigen möchte, sie zu durchschauen fällt heutzutage nicht schwer, und oft vergessen wir, wie Grosses wir dieser Literatur zu verdanken haben. Es ist wahr, unter den Werken, die sie hervor-

gebracht, sind wenige, die in sich vollendet den Wechsel der Zeit zu überdauern vermocht haben, und die auch der Zukunft gewiss sind. Die meisten haben nur historische Bedeutung; aber in dieser Rücksicht ist ihr Werth nicht hoch genug anzuschlagen. In der That von höchster Wichtigkeit sind die Anregungen, die von dieser reichen Literatur ausgingen, unübersehbar die Fülle neuer Gedanken und Anschauungen, die sie über das Volk verbreitete. Auf alle Gebiete des Wissens und der Kunst, auf das gesammte Denken und Empfinden der neueren Zeit hat die Romantik die wirksamsten Einflüsse ausgeübt.

Eines ihrer grössten Verdienste bleibt die Wiederbelebung des Interesses für die Kunst und Poesie der vaterländischen Vorzeit; die jugendlichen Bannerträger dieser Romantik waren es, die das Wunderland der germanischen Vorwelt, die verschütteten Schätze der mittelalterlichen Cultur gleichsam neu entdeckten. Wohl hatte sich die „Nacht des Mittelalters,“ die der Aufklärung des 18. Jahrhunderts so barbarisch erschien, schon früher manchem Auge erhellt; schon den Blicken des jungen Göthe enthüllte sich die eigenthümliche Schönheit des strassburger Münster, Dürer's Schöpfungen hatten seine Liebe gewonnen und Herder's vielseitige Empfänglichkeit war nicht unberührt geblieben von den Reizen altdeutscher Volkspoesie. Aber eine höher und freier entwickelte Kunst, die Kunst des hellenischen Alterthums, hatte dann Göthe und den Geist seines Zeitalters in das Bereich ihrer Schönheit gelockt, und verlor auch die productive Kraft unserer Classiker unter dem Einfluss der Antike nichts von ihrer nationalen Ursprünglichkeit, wurden sie auch keineswegs dem nationalen Empfinden entfremdet, so verschwand doch jene volksthümliche Welt der deutschen Vergangenheit auf lange aus dem Gesichtskreis der classisch Gebildeten. Die Schönheit gothischer Dome wurde in Schatten gestellt durch die heitere Pracht ionischer Tempel, und die Sonne Homer's überglänzte alle Sterne der mittelalterlichen Dichtung.

Die Romantik brachte uns das Bild unseres nationalen Alterthums wieder nahe. Wir lernten unsere eigene Vergangenheit in Kunst und Dichtung, in Lied und Sage wieder verstehen; der Reichtum des Gemüthes, die religiöse Innigkeit der Empfindung, die schüchterne Anmuth des Ausdrucks in den noch unfreien Formen mittelalterlicher Kunstwerke ward zuerst wieder lebhaft empfunden. Allenthalben regte es sich in den Kirchen, Klöstern und Burgen; aus einer langen Nacht der Vergessenheit, aus dem tiefen Staube

von Jahrhunderten wurden kostbare Schätze des Mittelalters, Kleinodien der Kunst, Gemälde und Bildwerke in reicher Fülle an's Licht gezogen. Mit unermüdlichem Eifer sammelten namentlich die Gebrüder Boisserée diese Reichthümer in den von Alters her kunstgesegneten Gegenden des Rheins. Und nicht lange währte es, so machte diese unentdeckte Kunst ihren Einfluss auch auf die schöpferischen Kräfte jener Zeit geltend; an den Vorbildern dieser alten wuchs eine neue Kunst heran, die Kunst eines Cornelius und Overbeck, die zuerst wieder nach fast drei Jahrhunderten eine deutsche genannt werden konnte.

Von den neu aufgefundenen Schätzen der vaterländischen Vorzeit schweifte jedoch das Interesse der Romantik sehr bald hinweg zu der Kunst und Dichtung aller Völker und Zeiten, das Volksthümliche in den Culturformen aller Nationen strebte sie zu erforschen, und auch durch diese Bemühungen erwarb sie sich grosse und bedeutende Verdienste. Eine Menge neuer geschichtlicher Betrachtungen wurde angeregt, vor allem die sprachvergleichende Forschung, und der Gesichtskreis der modernen Welt in's Ungemessene erweitert. Eine grosse Reihe fremder Dichtungen machte die Romantik zum Eigenthum unserer Literatur in vorzüglichen Uebertragungen, in denen sich unsere scheinbar so spröde Sprache zu unserm eignen Erstaunen als überaus schmiegsam und für die Schönheit fremder Idiome in hohem Grade empfänglich erwies.

Aber allerdings, auf so weiten Entdeckungsreisen entfremdete sich die romantische Schule mehr und mehr ihren volksthümlichen Anfängen, ihre Dichtung wurde zu einer gelehrten, die dem Volke zuletzt sehr fremd gegenüberstand. Der Zauber der Vergangenheit hielt die Phantasie der Romantiker gefangen, und je weniger sie selbst schöpferische, productiv begabte Naturen waren, um so mehr mussten sie in Gefahr kommen, in der phantastischen Beschäftigung mit den Gebilden fremdartiger Dichtungen den eigenen Lebensgehalt einzubüssen und sich in ein leeres Spiel mit poetischen Formen zu verlieren. Zuletzt war es nur noch ein allgemein ästhetischer Reiz, der den Trieb ihrer Thätigkeit ausmachte, und ihre Productionen vermögen wohl die Phantasie noch lebhaft zu beschäftigen, aber sie können die Empfindung nicht wahrhaft ergreifen, das Gemüth nicht bewegen.

Immer mehr gerieth die romantische Literatur ausser Beziehung zu dem Leben der Nation, die Namen ihrer Häupter, Schlegel und Tieck, sind dem Volke nur wenig bekannt. Und als das deutsche

Nationalgefühl in den Freiheitskriegen mächtig erwachte, liess sich die patriotische Begeisterung, welche die Anfänge der Romantik begleitet hatte, nur in vereinzelt und wenig ergreifenden Klängen vernehmen. Die wenigen patriotischen Lieder der beiden Schlegel, die in der Zeit der Freiheitskriege entstanden, haben in der That etwas Künstliches und Gemachtes, sie entbehren des lebendigen Hauches einer natürlich quillenden Empfindung.

Aber die stillen und mittelbaren Einflüsse jenes warmen vaterländischen Gefühls in der Zeit des ersten Aufblühens der romantischen Literatur wird man nicht leicht überschätzen können, man wird nicht irren, wenn man ihm einen wichtigen Antheil zuschreibt an der Belebung und Steigerung des allgemeinen Nationalgefühls, und so mittelbar auch an dem Aufschwung desselben in der Periode der Freiheitskriege.

Lebhafte Anklänge an die romantische Schule lassen sich unter den politischen Dichtern dieser Periode, besonders bei zweien, bemerken, bei Max v. Schenkendorf und de la Motte Fouqué. Beide erscheinen in ihren Kriegsliedern als die Repräsentanten des patriotischen Adels, wie denn die Romantik zuletzt wesentlich ein Privileg der aristokratischen Gesellschaft wurde. Ihnen gegenüber vertreten Körner und Arndt den Charakter des Bürgerthums. Schenkendorf's weiche und gemüthvolle Natur hat einen Hang zu ruhiger Beschaulichkeit, der ihn nur selten kühneren Flug versuchen lässt. Seine patriotischen Lieder haben nichts von der schwungvollen Energie Körner's, nichts von der männlichen Kraft und Derbheit Arndt's; in der Form glatter und feiner, sind sie vorwiegend der Ausdruck einer gehaltenen mässig bewegten Stimmung; zuweilen haben sie auch, wie manche seiner übrigen Gedichte, einen etwas sentimentalen Zug. Den Schüler der Romantik erkennen wir in diesen Liedern besonders an den häufig wiederkehrenden Erinnerungen an die Herrlichkeit der mittelalterlichen Welt; die Hoffnung auf die Wiedererweckung des alten Kaiserreichs mit seiner Kraft und seinem Glanze bildet recht eigentlich den Kern der patriotischen Poesie Schenkendorf's; den Rückert deshalb als den Kaiserherold unter den Dichtern bezeichnete. Im übeln Sinne romantisch, merkwürdig zerfliessend in Gedanken und Bildern ist gerade das bekannteste von Schenkendorf's Gedichten, das vielgesungene: „Freiheit, die ich meine,“ dessen Inhalt in die Kategorie des völlig Unbestimmbaren fällt.

Von ähnlichem Charakter wie Schenkendorf's patriotische Lieder sind die seines romantischen Genossen Fouqué. Auch ihm war die

Wiederaufrichtung des deutschen Kaiserreichs das Ziel der politischen Sehnsucht, und wenn er anfangs seine romantischen Anschauungen mit der Empfindung und den Forderungen der Gegenwart zu versöhnen strebte, so wurde er später, viel mehr als Schenkendorf, in die Gedanken des mittelalterlichen Feudalismus verstrickt, und die Popularität, die ihm viele seiner ersten patriotischen Gedichte erworben hatten, verlor er späterhin immer mehr, je reger er sich nach der Periode der Freiheitskriege an die reactionären Bestrebungen der Romantik anschloss.

Noch bleibt uns übrig, zweier Dichter zu gedenken, die an poetischer Kraft die eben genannten weit übertrafen. Uhland, der seine ersten Anregungen gleichfalls von der Romantik empfing, von ihren Verirrungen aber völlig frei blieb, gehört unter die Zahl unserer bedeutendsten politischen Dichter. Der wichtigste Theil seiner politischen Poesie fällt allerdings nicht in die Periode der Freiheitskriege. Ihm, dem Schwaben, war nicht unmittelbare Theilnahme an der Erhebung jener Zeit vergönnt, er stand nicht wie Körner und Arndt in der Mitte ihres grossen Kampfes; seine Lieder aus dieser Zeit bekunden, mit wie erregtem Gefühl er den Fortgang der gewaltigen Bewegung verfolgte, wie er in schwerer Sorge bangte, als die letzte Entscheidung sich zu verzögern drohte, aber sie spiegeln nicht unmittelbar, wie die Gedichte Körner's und Arndt's, die frische Begeisterung des Kampfes. Als der Sieg errungen war, richtet er an das Vaterland, dem er seine Lieder widmet, die demuthsvollen Worte:

„Dir möcht' ich diese Lieder weihen,
 Geliebtes deutsches Vaterland!
 Denn dir, dem neuerstand'nen freien
 Ist all mein Sinnen zugewandt.
 Doch Heldenblut ist dir geflossen,
 Dir sank der Jugend schönste Zier:
 Nach solchen Opfern, heilig grossen,
 Was gälten diese Lieder dir?“

Die wichtigste Periode von Uhland's politischer Dichtung begann erst nach dem Frieden, als in Süddeutschland die Kämpfe der innern Politik ausbrachen. Es ist bekannt, wie Uhland in dem württembergischen Verfassungsstreit der beredte Anwalt des empörten Rechtsgefühls seines Stammes wurde, wie er später auf dem frankfurter Parlament die grossdeutsche Partei mit berühmt gewordenen Reden vertrat, wie er trotz mancher Einseitigkeiten in der Auffassung der

politischen Verhältnisse niemals das grosse Ziel der deutschen Einigung aus den Augen verlor, wie schmerzlich er litt, als die hereinbrechende Reaction alle Hoffnungen des Vaterlandes begrub. „Wenn heut ein Geist herniederstiege, zugleich ein Sänger und ein Held, ein solcher, der im heil'gen Kriege gefallen auf dem Siegesfeld, der sänge wohl auf deutscher Erde ein scharfes Lied, wie Schwertesstreich“ — mit so scharfem Lied von ehernem Klang hat er sein Volk gemahnt, der Väter zu gedenken und die Frucht ihrer heissen Kämpfe nicht verkommen zu lassen. Sein Geist hat tief eingewirkt in das nationale Leben und mächtig mitbauen helfen an dem Einigungswerke des deutschen Landes.

Als die bedeutendsten poetischen Erzeugnisse der Freiheitskriege werden von vielen die geharnischten Sonette Friedrich Rückert's gepriesen. Diese markigen Lieder, die ein glühender Patriotismus erfüllt, sind zugleich der Ausdruck einer überaus originellen Dichternatur, die sogleich bei ihrem ersten Auftreten eine ausgebildete Neigung für kunstvolle Formen der Poesie und das seltenste Talent in der virtuoson Beherrschung dieser Formen bekundete. Vielleicht ist die Form des Sonetts für den Ausdruck kriegerischer Begeisterung nicht ganz glücklich gewählt, der weichen Natur des Sonetts erscheinen Harnisch und Rüstung nicht ganz angemessen. Immer aber wird man die Kunst bewundern müssen, mit welcher Rückert diese Form benutzt und ihr einen kriegerischen Charakter aufgeprägt hat.

Die geharnischten Sonette, in denen der Dichter nach seinen eigenen Worten des Volkes Schande und Sieg in Glutbuchstaben niederschrieb, bilden ein zusammenhängendes Ganze. Sie schildern die ganze Reihe von Empfindungen, welche die Geschichte der Freiheitskriege begleiteten, von dem ersten Aufflammen des Nationalbewusstseins bis zu dem Jubel des Sieges. Sie geben zuerst der Entrüstung Ausdruck über die Thatlosigkeit des Volkes und rufen zürnend zum Kampfe auf. Dann begrüssen sie Preussen, wie es die Fahne der Befreiung erhebt, die Begeisterung der Jugend, die herbeieilte, das Schwert zu ergreifen, die Opferfreudigkeit deutscher Frauen, den Heldentod Körner's; dann feiern sie den Sieg bei Leipzig:

„Tritt auf, Gigant, mein Lied, und schlage Saiten,
Dass Deutschlands Busen jauchzend wiederklinge,
Denn es sind ausgeföhret worden Dinge,
Dergleichen niemals sahen Ort noch Zeiten.

Europa's Weltleib hat aus allen Weiten
Geschwellt die Adern, dass ihr Blutstrom springe
In Deutschland's grosses Herz und es durchdringe
Mit neuem Leben aus des Todes Streiten.“

Ich brauche die Empfindung nicht ausführlich zu interpretiren, welche die Dichtungen, die ich hier in flüchtigen Umrissen geschildert, in dem gegenwärtigen Augenblick in uns erwecken. Sie bringen uns mit ergreifender Beredsamkeit zum Bewusstsein, wie unser Volk in langen Kämpfen um die höchsten Güter des politischen Lebens gerungen, wie die Herzen unserer Väter geschlagen für die Einheit und Freiheit des deutschen Landes. Das Ziel, nach dem ihre heissesten Wünsche verlangten, wir haben's erreicht; durch gewaltige Kämpfe, wie die Geschichte noch keine zu verzeichnen gehabt, sind ihre Hoffnungen uns zur Wirklichkeit geworden. Ihr Geist hat über unserm Geschlechte gewaltet, und indem wir mit stolzem Bewusstsein den Triumph der Gegenwart feiern, ehren wir zugleich ihr Andenken mit dankbarer Pietät.

Leipzig.

Dr. Herm. Lücke.

Goldberg, Vater und Sohn.

(Nach einer handschriftlichen Familienchronik.)

Wir geben unsern Lesern in dem nachfolgenden Aufsätze Nachrichten aus einer Familienchronik, die von der Mitte des 17. bis weit in das 18. Jahrhundert hineinreichend, sauber geschrieben, sich noch vollständig erhalten hat und uns durch die Güte eines der Familie Goldberg verwandtschaftlich angehörenden Mannes zugänglich geworden ist. Zwar sind die handelnden Personen nicht aus den höheren, maassgebenden Kreisen ihrer Zeit; ihre Erlebnisse bewegen sich nicht in hervorragenden Stellungen; es sind die Erlebnisse einer adligen Familie, welche weit ab von der sogenannten grossen Welt in der Verborgenheit des Privatlebens sich zutragen. Aber aus diesen Aufzeichnungen spricht mancher charakteristische Zug, und sie gewinnen um so mehr an Interesse für den baltischen Leser, als sie nach Ort und Zeit in den geschichtlichen Zusammenhang einer insbesondere für unser Land so bedeutenden, ja entscheidenden Periode gehören. Die Drangsale, die die Familie in ihrem engen, beschränkten Kreise erfährt, vergegenwärtigen uns die Drangsale im Grossen und Ganzen, wie sie damals über das Land kamen. Die völlige Lockerung der staatlichen Verhältnisse, die Verwüstung des Landes in Folge schwerer Kriege und die dadurch herbeigeführte Lösung aller gesellschaftlichen Ordnung spiegeln sich auch in den Erlebnissen der Familie Goldberg ab, wie wir sie in Nachstehendem unter Hinzufügung einiger für den Zusammenhang nöthigen geschichtlichen Angaben unsern Lesern wiedergeben.

Die Familie Goldberg stammt nach unserm Gewährsmanne aus Schlesien. Sie hatte noch bis zum Anfange des vorigen Jahrhunderts in der Nähe der Stadt Goldberg in Schlesien die Güter Modelsdorf

und Adelsdorf in erblichem Besitze. 1154 setzten sich Glieder der Familie in Lübeck fest, das damals zum Herzogthum Mecklenburg gehörte, und trugen ihren Namen über auf das herzoglich mecklenburgische Amt Goldberg, wie denn auch in Lübeck eine Strasse nach ihnen benannt war. Von hier aus verzweigten sie sich im 12. Jahrhundert schon nach Rostock und Wismar.

Als Papst und Kaiser zum Kreuzzuge gegen die heidnischen Bewohner an der Ostsee aufriefen, folgten um das Jahr 1189 mehrere dieses Namens dem Rufe, liessen sich das Kreuz auf den Mantel heften und zogen in den heiligen Krieg. „Etliche aber,“ sagt unsere Chronik, „ausser dem geistlichen Stande lebende, haben sich auf dem Lande und in den Städten Riga und Reval gesetzt, und in dem revalschen und dorpatschen, wie auch rigischen und wendenschen Kreise Erbgüter besessen.“

Nach Ablauf der Ordenszeit hielt sich ein Theil zur polnischen Partei und ging deshalb, als der Schwedenkönig Gustav Adolph das Land in Besitz nahm, „um der Treue willen, die sie den Polen schenkten,“ seiner Güter verlustig. Von den der evangelischen Kirche treu gebliebenen Gliedern gaben Familienwappen an mehreren Häusern, verschiedene Grabdenkmale und Schenkungen an Kirchen noch im 18. Jahrhundert Zeugniß. So z. B. in Riga „im Duhm im Gange ostwärts an der Mauer ein Epitaphium des Joachim Goldberg mit einer schönen grossen metallenen Leuchter-Cron.“ Desgleichen zur Linken daselbst die Grabkapelle der Familie Goldberg vom Jahre 1649. — Auch trug ein Haus in der Strasse hinter dem Rathhause, „genannt Jungfernstrasse,“ über der Thür das Wappen der Goldberg.

Das gleiche Wappen fand sich in Reval und auch in polnisch Livland, dünaburgschen Distrikts, in der kreuzburgschen Kirche im Gange auf einem grossen Leichensteine von 1708 mit Ueber- und Unterschrift. Diese Kirche war zugleich im Besitze „eines schönen ovalen Epitaphiums derselben Familie; ferner einer silbernen Oblatendose und eines vergoldeten Kelches mit Patene (27 Loth schwer) und darauf die Inschrift: „Melchior Heinrich Goldberg und Anna von Lühren 1714;“ auf dem rothen Lederfutterale die Buchstaben M. H. G. und die Jahreszahl 1720.

Auch ausserhalb des Landes fand sich das Geschlecht der Goldberg weit vertreten. Es besass Güter in der Schweiz, in Pommern und Litthauen. Diese gingen aber schon zu Lebzeiten unseres Chronisten in andere Hände über oder fielen durch Heirathen anderen

Adelsgeschlechtern zu. Die Chronik äussert sich darüber also: „zu bemerken: welche von dem Geschlechte der Goldberg in dem Stande der heiligen Ehe gelebt, haben mehrentheils Töchter gezeuget, dadurch das Geschlecht der Goldberg vielmehr unterdrückt und unterkommen, als emporgeschwungen; da doch die andere damalen und hernach in Livland eingekommene Geschlechter im höchsten Staffel sowohl in Reichthum als zur Ehre gestiegen und erhoben seyn. Ist alles des Aller-Höchstens seine Wille; wird dermaleins auch der Goldbergen gnädig seyn und ihrer sich erbarmen!“

Aus den hervorragendsten daselbst genannten Gliedern des Geschlechtes heben wir hervor:

Hermann Goldberg, Bürgermeister der „freien und römischen Reichs-Haupt handelsstadt an See“ Lübek. Verstorben 1347. — Joachim Goldberg, ein Geistlicher im Herzogthum Mecklenburg „in praefectura Plauensi,“ ein gelehrter und hochgeachteter Mann, der zur Zeit der Reformation Luther's gelebt und sich der Lehre des Reformators angeschlossen, auch seinen Namen lateinisch *Joachimus Aurimontanus* unter die deutsche Ausgabe des Concordienbuches gesetzt, wo er noch heute zu lesen ist (1580). — Peter Goldberg, ein Pommer und Obriste über die deutschen Soldtruppen des Georg Fahrensbach, wendenschen Wojewöden, in dem unglücklichen Feldzuge, den der polnische König Sigismund III. 1578 um der schwedischen Krone willen gegen den Herzog von Südermannland führte. Peter Goldberg verlor in dem entscheidenden Treffen sein Leben.

Indem unser Chronist zu dem livländischen Zweige der Familie zurückkehrt, sagt er zu dem Jahre 1582: „In diesem Jahre wurde bei des Stephani Batoris, Königes in Polen, Regierung die erste Revision in Livland gehalten,“ das heisst, eine königliche Commission prüfte die Giltigkeit der Besitztitel auf die einzelnen Güter. „Es wurden auch Revisores gesetzt, so das ganze Land und der Ritterschaft Privilegien revidirten.“ An der Spitze dieser Commission stand der Gouverneur Cardinal und Bischof zur Wilda (Wilna) Georg Radzivil, und vom livländischen Adel war ihr der Ritterschaftshauptmann Johann von Tiesenhausen von Bersohn beigegeben. Nach den Acten dieser Revisions-Commission besass Georg Goldberg das Gut Goldberg (jetzt Goldbeck), „damalen im dorpatschen, später wendenschen (jetzt walkschen) Kreise, marienburgschen Kirchspieles gelegen, erblich, und blieb im possess desselben, weiln derselbe durch

Schriften bewiesen, dass die Goldberg etliche hundert Jahre nach einander *per successionem* das Gut geruhig im Besitz gehabt.“

Solche Revisionen wiederholten sich 1590 und 1599, und es geschieht in ihnen auch eines Bernhardus a Goldberg Erwähnung, dessen Erbgüter im rigaschen Kreise „*in capitanatu Sedwoldensi*“ gelegen und später unter dem Namen „Brismarskalle“ bekannt seien.

Das Wappen der Familie ist ein horizontal getheilter Schild, in dessen oberer Hälfte ein weisses aufrecht stehendes halbes Ross in rothem Felde und in der unteren eine liegende Sichel in blauem Felde enthalten ist; darüber ein Helm mit geschlossenem Visir, auf den sich ein gepanzerter Arm stützt, der mit der geschlossenen Hand drei Lorbeerzweige emporhält.

Der der polnischen Herrschaft treu gebliebene Zweig der Familie, der sich der römisch-katholischen Kirche zuwandte, führte die verstümmelten Namen Wolbeck, Holbeck, Kolberg und andere. Die Glieder aber, von denen unsere Chronik herstammt, legen einen ganz besonderen Werth darauf, der lutherischen Kirche „nach dem Bekenntnisse der unveränderten (*invariata*) augsburgischen Confession“ anzugehören.

Das Wirkungsfeld dieser ist Kurland und der Theil von polnisch Livland, der zwischen den Flüssen Düna und Ewst in eine breite Spitze ausläuft und gegenwärtig zum Gouvernement Witepsk gehört. Hier liegen noch heute die ausgedehnten Besitzungen der freiherrlich von Korff'schen Familie, auf denen sich unsere Goldberg niederliessen. Es ist classischer Boden, denn hier standen vor Alters Burg und Flecken Gercike (Jehrke), die bei Ankunft der Deutschen einem mächtigen eingeborenen Häuptlinge gehörten, der seine Herrschaft bis über Kokenhusen ausdehnte. Besiegt und zum Christenthum gezwungen, verlor Wsewolod Kokenhusen und empfieng seinen früheren Wohnsitz, der hinfort das Zeichen des Kruges trug und Kreuzburg hiess, zu Lehn. Eine Urkunde von 1256 in dem kreuzburgschen Urkundenbuche besagt, Schloss Gercike (lettisch Kreewu pils) sei mit seinen Ländereien vom Erzbischof Albert zerstückelt und als Fahnenlehn vergeben worden. Die geographische Lage des Ortes zeigt, dass er, eingeeengt zwischen litthauisch-polnischen Besitzungen einerseits und schwedisch-deutschen andererseits, den verschiedensten Wechselfällen unterworfen bleiben musste. Auch lag er auf dem Wege der öfter wiederkehrenden russischen Invasionen. Er ging aus einer Hand in die andere, bis endlich Polens König Stephan Bathory im Jahre 1585 seinen Feldherrn Nicolaus Korff,

aus dem Hause Hackuttén im westphälischen Stifte Münster, für ihn und seine Nachkommen damit belehnte. Das geschah, wie die am 1. März zu Warschau ausgestellte Urkunde besagt, „in Betreff dessen, dass er (Nic. Korff) bei der Eroberung von Livland vor den übrigen Livonen den Kampf gegen die Moskowiten mit seiner bekannten Tapferkeit geführt habe.“ Seitdem sind diese Besitzungen bei der Familie Korff verblieben, auch durch Ankäufe bedeutend vergrössert worden.

Das anstossende Kurland, in dem die Familie Goldberg zunächst heimisch war, hatte sich seit Gotthard Kettler eine gewisse Selbstständigkeit bewahrt, und stand in der Zeit, wo Goldberg, der Vater, darin auftrat, unter seinem unternehmenden und klugen Herzoge Jacob in hohem Ansehen, genoss andauernden Friedens und erfreute sich bedeutenden Wohlstandes. Herzog Jacob, ein Fürst aus der Schule Friedrich Wilhelm's, des grossen Kurfürsten von Brandenburg, und später dessen Schwager, vereinigte in sich seltene Regenten-Eigenschaften. Er war ein Sohn des unglücklichen Herzogs Wilhelm von Kurland und dessen Gattin, der Markgräfin Sophie von Brandenburg, hatte an seinem landesverwiesenen Vater keine Stütze und sah sich schon im ersten Lebensjahre seiner Mutter beraubt. Um so verdienstlicher erscheint es, dass sein Oheim, der Kurfürst von Brandenburg und dessen Gemahlin sich des verwaisten Knaben mit wahrhaft älterlicher Sorgfalt annahmen. Sie liessen ihm eine fürstliche Erziehung angedeihen und schickten ihn unter Aufsicht eines Hofmeisters auf die Universität Leipzig, die ihn zu ihrem Ehren-Rector erwählte. Seine Reisen in Deutschland und Frankreich und der Aufenthalt an deutschen Höfen vollendeten seine Ausbildung. Es war die Zeit des dreissigjährigen Krieges. Herzog Bernhard von Weimar stand an der Spitze der protestantischen Heere. Der junge Fürstensohn schloss sich diesem berühmten Feldherrn als Freiwilliger an, erlernte unter ihm das Kriegswesen und nahm an dessen Feldzügen Theil. Sein Genius führte ihn aber bald auf friedliche Bahnen. Er fand keinen Gefallen an dem unruhevollen Treiben des Krieges, sondern wendete sich ganz den Künsten des Friedens zu, brachte aber manche Soldatentugend in sein Geschäftsleben mit hinüber, rastlose Thätigkeit, geniale Benutzung der gegebenen Mittel, seltene Ausdauer und strenge Ordnungsliebe. So war er, als er zur Regierung kam, ganz geeignet, dem Lande Wohlstand und jenes Vertrauen zu schaffen, das aus der Zuversicht zu richtig gehandhabten Regierungsmaximen hervorgeht. Ihm zur Seite stand gleich

achtbar als Mutter, als Gattin und als Vorbild guter Haushaltung die Herzogin Louise Charlotte, Prinzessin von Brandenburg. Aus seiner Regierungszeit datirt das Ansehen, das Kurland länger als seine Schwesterprovinzen behauptete, ja man kann sagen, der eigenthümliche Charakter, der sich sämtlichen Schichten der Bevölkerung aufgeprägt hat. Seine Schirmherrschaft Polen konnte ihm keinen nachhaltigen Schutz bieten, gleichwohl stand er bei den regierenden Häuptern seiner Zeit in solchem Ansehen, dass sie gern Verbindungen mit ihm unterhielten. Besonderes Verdienst hatte er um den Wohlstand des eigenen Landes, dessen Hülfquellen er bis zu hohem Grade hob. Darin entwickelte er einen vorher nicht gekannten Unternehmungsgest. Er wusste mit seltener Sachkenntniss, Ausdauer und Beharrlichkeit die Schätze des Bodens zu Tage zu fördern, und dann ausserhalb Landes zu verwerthen. Damals sah man, wie nie zuvor, Kurlands Schifffahrt sich entwickeln. Aus dem Hafen von Windau liefen im eigenen Lande gebaute Schiffe nach allen Weltgegenden aus. Zu ihrem Schutze diente eine eigene nicht unbedeutende Flotte von Kriegsfahrzeugen. Sie waren sein Eigenthum und trugen sein Wappen; er selbst war Schiffsbauer, Rheder und Handelsherr in grossem Maasstabe. Die kurländische Flagge war damals bekannt in allen Welttheilen. Fragen wir nach dieser ungewöhnlichen Erscheinung, so lässt sich die Ursache vielleicht schon in der Wiege Herzog Jacob's finden. Sein Pathe, von dem er auch den Namen trug, König Jacob I. von England, soll dem Kinde als Pathengeschenk die Insel Tabago in der Kette der Caraiben verliehen haben.*) Sie ist eins der fruchtbarsten Eilande jenes gesegneten Himmelsstriches, ein wahres irdisches Paradies; zwar nur 8 Meilen lang und 3 Meilen breit, aber damals überreich an den schönsten Waldungen mit allen in den Tropen heimischen Früchten und Gewürzen, Pfeffer, Cacao, Indigo, Zuckerrohr; das Mutterland des Tabacks, dem sie ihren Namen gab; von anmuthigen Höhen, Thälern und Flüssen durchzogen, unter einem gesunden, von Orkanen und Erdbeben verschonten Himmelsstriche. Im Besitze dieser schönen Insel, sah Herzog Jacob sich veranlasst, auf möglichste Benutzung derselben bedacht zu sein. Seine Liebhaberei für eine solche Thä-

*) Diese Sage hat sich bis auf unsere Zeit erhalten und ist als solche auch in die Geschichtsschreibung übergegangen. In einem unserer nächsten Hefte werden wir einen auf Quellenstudien gegründeten Beitrag zur Geschichte der kurländischen Colonie auf Tabago unsern Lesern geben, der sicherere Anhaltspunkte als bisher der Beurtheilung dieses Gegenstandes bietet. Die Red.

tigkeit kam ihm dabei zu statten. Zunächst förderte er den Schiffbau in ausgedehntem Maassstabe. In Windau wurden Schiffswerfte angelegt, das Material fand er reichlich in dem eigenen Lande, die Arbeiter verschrieb er aus dem Auslande. Dazu hatte er seine Agenten in allen grösseren Handelsstädten Europas, und führte selbst die ausgedehnteste Correspondenz in verschiedenen Sprachen. So wurde es ihm möglich, in den vierunddreissig Jahren seiner Regierung 131 Schiffe vom Stapel zu lassen, und darunter 59 Kriegsfahrzeuge von 20 bis zu 70 Kanonen. Was der eigene Boden an Rohproducten gab, suchte er im Lande selbst zu verarbeiten und dann zu verwerthen. Dazu bedurfte es der Anlage von Fabriken und Manufacturen, und darin leistete er ganz Ungewöhnliches. Er zwang dem Boden Producte ab, die dieser gar nicht zu besitzen schien; z. B. Eisen. Damals gab es Eisenhütten, Schmelzöfen, Gusswerke in Baldohn, Ehden, Buschhof, Angern, Neugut, Reschenhof. Sie arbeiteten unausgesetzt, um die wenig ergiebige Eisenerde (Eisenmalm), die sich im Lande fand, in festes Eisen zu verwandeln. Angern lieferte jährlich 6- bis 700 Sch.-Pfund Eisen, freilich mit einem unverhältnissmässig grossen Verbräuche von Holz, das damals die noch urwüchsigen herzoglichen Waldungen hergeben konnten. Das so gewonnene Material an Eisen wurde in Ehden und Baldohn zu Schiffsankern, Kanonen, Granaten und Kugeln gegossen, — in Buschhof zu Stangeneisen gehämmert, an anderen Orten zu Ketten, Kesseln, Mörsern und allerlei Küchengeschirr verarbeitet. Um eine Vorstellung von der Thätigkeit in diesen Eisenwerken zu gewinnen, sei hier angeführt, dass die Giesserei in Ehden allein im Jahre 1667 in vier Monaten 2 sechspfündige, 8 vierpfündige und 18 zweipfündige Kanonen und dazu 143 Stück Granaten zu 16 Pfd., 1692 Stück Handgranaten zu 11 Pfd. und 858 Kanonenkugeln von 2 bis 8 Pfd. Gewicht lieferte. Es wurden dazu 1685 Tonnen Eisenmalm verbraucht.

Der Schiffsbau forderte auch die Anlagen vieler anderen Werke, zu denen der Herzog selbst die geeignetsten Orte aussuchte. So entstanden Ansiedelungen und ansehnliche Flecken mit regem Verkehr, wo früher kaum einsame Wohnungen zu finden waren. Schründen producirte Segeltuch, Alt-Rhaden und Würzau Gewebe aller Art; Goldingen, Rönnen, Suhrs, Ober- und Niederbartau, Grobin, Tauerkaln u. a. arbeiteten Holzgeschirre, lieferten Kohlen und Manufacturwaaren aller Art. In Suhrs z. B. wurden täglich 16 Menschen auf der Reeperbahn beschäftigt, die zu manchen Zeiten durch

30 bis 40 Handlanger vermehrt werden mussten und jährlich 2058 Thaler an Löhnungen kosteten. Böttcherei betrieben Thomsdorf und Angern, Glashütten gab es in Buschhof und Mitau; an die grösseren Fabrikorte schlossen sich Kupferschmieden, Sägemühlen, Tuch- und Boi-Manufacturen, Färbereien, Walkmühlen, Goldschlägereien, Gerbereien und Bernsteindrehereien. Klivenhof bekam eine Salpeter- und Seifensiederei, Schründen eine Pulvermühle. Geringere Handwerker, wie Büchenschmiede, Drahtzieher, Bild- und Tapetenwirker siedelten sich in den grösseren Fabrikorten an. Die Viehzucht gewann einen Zuwachs durch spanische Schafe und in Folge dessen entstand eine grosse Tuchweberei in Mesothén.

Es würde zu weit führen, alle diese Unternehmungen aufzuzählen. So viel ist ersichtlich, Herzog Jacob suchte seinem Lande alle nur möglichen Vortheile zuzuwenden. Er eröffnete den erarbeiteten Fabrikaten auch gewinnreiche Abzugskanäle und führte wiederum dem Lande auswärtige Erzeugnisse aus den fernsten Gegenden zu. Dazu bedurfte es stehender Agenten in den Gegenden, mit denen er Verbindungen unterhielt. Sein *chargé d'affaires* an den Höfen war ein ihm mit Herz und Seele ergebener kurländischer Edelmann, der Major Georg von Fircks. Agenten für seine anderweitigen Angelegenheiten unterhielt er, wie schon bemerkt, in allen grösseren Handelsstädten. Georg v. Fircks führte die Unterhandlungen in Holland, Frankreich und mit den freien Reichsstädten. Er schloss 1643 einen vortheilhaften Handelstractat mit Ludwig XIV. von Frankreich, dessen käuflicher Hof nur mit kostbaren Geschenken gewonnen werden konnte. Der Cardinal Mazarin erhielt ein goldenes Waschbecken von 1000 Thalern an Werth, und dazu eine Kanne von 1000 Thlr. Der Graf von Brienne wurde mit sechs grauen Apfelschimmeln beschenkt, die über 900 Thaler gekostet hatten. Und dennoch fand nicht jedes Unternehmen die Unterstützung, wie sie zugesagt war. Der Weg nach Ostindien und China blieb verschlossen, ohnerachtet theuer erkaufter Versprechungen. Für die Könige von Polen und für den deutschen Kaiser Leopold liess der Herzog Falken abrichten, wie sie damals mit grosser Vorliebe zur Jagd gebraucht wurden.

In dieser vielseitigen Thätigkeit lebte Herzog Jacob ein glückliches Familienleben und fühlte sich nirgends wohler, als im häuslichen Kreise unter seinen Kindern. Mit ihnen und seiner trefflichen Gattin besuchte er gern seine ausgedehnten Besitzungen in Kurland, besonders Goldingen, seinen Geburtsort. Tabago, die ferne Insel, war ihm unerreichbar. Er hatte sie aber stets im Auge. Eine dort gegründete

Colonie bevölkerte er mit 12,000 (? D. Red.) Colonisten und Negeren und gab dem befestigten Hauptorte der Insel seinen Namen Jacobsstadt. Obgleich in weiter Ferne, wurde doch der Handel dahin mit der Zeit eine bedeutende Quelle von Reichthum für ihn und für Kurland. Das fruchtbare Eiland könnte aber noch ganz anders ausgebeutet werden, wenn ihm mehr Arbeitskräfte zugeführt wurden, namentlich solche, denen das Klima nicht schädlich wurde. Um diese zu gewinnen, war Herzog Jacob unternehmend genug, sich feste Punkte und Niederlassungen in Afrika am Gambia und auf der Küste von Guinea zu schaffen. Dass es damit auf den Ankauf von Negeren abgesehen war, befremdete nicht, denn man hielt den Slavenhandel damals für vollkommen erlaubt. Bemerkenswerth ist, dass Herzog Jacob zugleich Sorge für die Christianisirung der dortigen Bewohner trug und zu dem Zwecke einen Prediger als Missionairen hinsendete, den „lieben; andächtigen Herrn Joachim Dannenfeldt.“ Er ernannte ihn zum Pastor von St. Andreas, Neu-Mitau und Friedrichshafen, den von ihm gegründeten Niederlassungen und wies ihn in der mitgegebenen Instruction an, „den herzoglichen Bedienten und Leuten mit Lehren, mit Predigen und aller Treue beizustehen, ihnen mit seinem gottseeligen Leben vorzuleuchten, und vornehmlich dahin zu sehen, wie die heidnischen Gemüther zur rechten Erkenntniss Gottes mögen gebracht werden; weswegen genannter Pastor auf die Sprache der Schwarzen jener Orte sich zu legen und dieselbe zu ergreifen habe.“

So glich die Regierung des Herzogs Jacob in dem wirren Treiben jener Zeit einer friedlichen Insel in wüstem Meere, einer lachenden Oase in dürrer Steppe, auf der das Auge gern weilt. Darin hoffen wir eine stillschweigende Entschuldigung für unser langes Verweilen bei dieser Schilderung zu finden. — Wir sind unseren Lesern aber noch den weiteren Verlauf schuldig, — müssen jedoch gestehen, nur mit innerem Widerstreben an die Erzählung zu gehen, denn das innigste Mitleid muss jeden Leser erfassen, wenn er so mühsam Errungenes, so reich und schön Blühendes plötzlich wie von Mächten der Hölle zerstört sieht. Rohheit und brutale Gewalt triumphiren. Was der emsigste Fleiss aufgebaut hatte, was den Nachkommen als Vermächtniss seltener Regententugenden aufbewahren bleiben sollte, wurde in kurzer Zeit ein Raub krasser Zerstörungswuth und teuflischer List eines übermüthigen Gegners, der

unter der Maske der Freundschaft sich Eingang verschaffte, und sich dann nicht entblödete, wohlwollende Zugeständnisse, ja menschenfreundliche Hülfeleistungen zu schönem Verrath zu missbrauchen und zu seinem niedrigen Vortheile auszubeuten.

Wir lassen die Thatsachen sprechen.

Schwedens König Karl XI. stand im Kriege mit Polen. Der Herzog Jacob hatte sich zwar durch grosse Summen, die er nach der einen und der anderen Seite ausgab, eine Neutralitätserklärung erwirkt, aber das schwedische Heer unter dem Feldmarschall Douglas achtete nicht darauf, überzog Kurland und setzte sich darin fest. Es verlangte Leistungen aller Art; sie wurden ihm gewährt. Aber damit nicht zufrieden, wollte es auch die festen Schlösser des Landes und selbst das befestigte Residenzschloss Mitau in seine Macht bekommen. Das konnte der Herzog gutwillig nicht zugeben; das hiess sich den Schweden in Gefangenschaft überliefern. Der Herzog und das Land rüsteten; Douglas forderte mit empörendem Uebermuth. Als der Herzog sich nicht fügte, nahm Douglas zu List und Verrath seine Zuflucht. Er stellte dem Herzoge vor, er wolle die vielen Kranken, die er in seinem Heere in Kurland habe, gern nach Riga schaffen; das könne er aber nicht auf dem Landwege, denn die Kranken ertrügen das Fahren nicht bei so schlechter Beschaffenheit der Strassen; daher bäte er um die Erlaubniss, sie auf dem Aa-Flusse an Mitau vorüber auf Böten transportiren zu dürfen. Der Herzog gab nicht nur seine Einwilligung, sondern ordnete an, dass man auch die Flussböte den Schweden zur Disposition stellen solle. Als die ersten Böte im September 1658 mit wirklichen Kranken den Fluss am Schlosse hinabfuhren, wurden sie von der herzoglichen Familie mit Erfrischungen versorgt. In der dunkeln Nacht folgten aber andere Böte mit Bewaffneten, die nur die Maske der Kranken angenommen hatten. Die Wache rief sie an; sie schützten die Erlaubniss des Herzogs vor und man liess sie passiren. Kaum waren sie bis zur letzten Schanze gekommen, so landeten sie, erstiegen in der Dunkelheit den Wall, bemächtigten sich der Besatzung und drangen in das Residenzschloss. Hier entspannen sich schaudererregende Scenen. Man drang in das Schlafgemach des Herzogs, zog ihn aus dem Bett und setzte ihn gefangen. Das Vorgemach der Herzogin war bewacht. Bei dem entstehenden Lärm kam sie aus ihrem Schlafzimmer, als eben einem sich wehrenden Manne von einem schwedischen Soldaten der rechte Arm vom Rumpfe gehauen wurde. Sie empfing den Eindruck, und die Frucht — so sagt man,

— die sie unter ihrem Herzen trug, war ein einarmiges Kind, der nachmalige Prinz Alexander. Die herzogliche Familie wurde nun bei kalter, stürmischer Nacht in die Böte geschafft und zunächst nach Riga transportirt. Von da führte man sie nach Iwanogrod bei Narwa.

Damit war dem schwedischen Heere das Signal zu Raub und Verwüstung gegeben, die denn auch im ganzen Lande auf empörende Weise geübt wurden. „Alles musste zu Grunde gehen, Alles zu Boden fallen,“ sagt eine alte Urkunde, „was der Eine nachgelassen, das nahm der Andere.“ Die Frucht anhaltenden mühsamen Fleisses war in kurzer Zeit auf lange zerstört.

Während dieser Katastrophe im Mutterlande lagen im Hafen der Colonie auf Tabago eben fünf grosse nach Windau bestimmte Schiffe des Herzogs, beladen mit Erzeugnissen jenes Tropenlandes und bereit zum Absegeln. Man wartete nur auf die Ankunft der Kriegsschiffe, die sie geleiten sollten. Diese kamen, namentlich die Fortitudo von 60 und der Jacobus minor von 24 Kanonen, aber sie brachten auch die traurige Nachricht von der Gefangennehmung der herzoglichen Familie, der Verwüstung des Landes und Plünderung der herzoglichen Schlösser. Ohne darauf zu achten, liess der dortige Gouverneur Bevern die ganze Flottille in See gehen und lieferte sie so den Schweden in die Hände. Denn kaum waren die Schiffe in Windau angelangt, so erklärten die Schweden sie für gute Prise. Der Verlust an Waaren allein betrug mehr als 100,000 Thlr. Auch konnten sich die Besitzungen des Herzogs in Tabago und auf der Küste von Guinea ferner nicht halten; sie fielen in fremde Hände.

Als nach zwei Jahren die Freilassung und Rückkehr des Herzogs erfolgte, nahm er zwar mit bewundernswürdiger Energie das alte Arbeitsfeld wieder auf, restaurirte und befestigte seine Schlösser, suchte die Schiffahrt wieder zu beleben und baute von neuem Kriegs- und Handelsschiffe, aber trotz dieser Unternehmungen gelangte das Land nicht mehr zu seiner früheren Blüthe. Auch that der Herzog bei der englischen Regierung Schritte zur Wiedererlangung der Insel Tabago, jedoch auch das vergeblich.

Als Zeugniß für seinen Charakter führen wir noch an, dass er, ungebeugt von so schweren Schicksalen, sich neue Wege des Verkehrs zu bahnen suchte. Mit dem Könige von Dänemark ging er einen Vertrag ein, der ihm das Recht gab, in Norwegen Silber, Blei und Kupfer bergmännisch zu gewinnen, und als er hierbei seine Rechnung fand, suchte und erhielt er auch die Erlaubniß, seine

Schiffe nach Island zu schicken, um von dort Pelzwerk und Fische zu holen. Aber die tiefen Wunden, die der Krieg seinem Lande geschlagen hatte, liessen sich nicht verwischen.*)

In diese Zeit fällt das Leben des Verfassers unserer Chronik, Goldberg's des Vaters, aus der wir Mittheilungen zu machen haben. Ueber sich berichtet er also: „Den 17. Martii 1643 bin ich, Melchior Goldberg, im Zeichen des Krebses und unter dem Jupiter oder Morgenstern geboren als der jüngste unter sechs Geschwistern. Mein Vater ist früh verstorben, da ich ein Jahr alt war. Meine selige Mutter aber hat mich in aller Gottesfurcht und geistlichen Tugend erzogen, fleissig zur Schule gehalten und hernach zu einem Buchhalter gegeben, bei welchem ich die Rechenkunst und Buchhalterei erlernt habe. In meinem 13. Jahre sollte ich darauf nach Riga, weilen aber 1656 die moskowitische Belagerung vor Riga geschehen, 1657 die grosse Pest in Riga und Kurland regiert, auch 1658 ganz Kurland durch den schwedischen Generalfeldmarschal Robert Douglas überzogen und alle Schlösser eingenommen, die hochfürstliche Herrschaft Herzog Jacobus und seine Gemahlin Lovisa Charlotta mit vier fürstlichen Prinzen und drei Prinzessinnen von der Mitau nach Riga und weiter nach Iwangorod geführt, und ganz Kurland und Semgallen in elenden Zustand gesetzt worden, hat es sich mit mir verzogen, bis ich 1659 in Riga bei Herrn Henning Wolters, königlich schwedischem und fürstlich kurländischem Factoren in Dienst getreten und neun Jahre treu und ehrlich daselbst verblieben bin. Hernachmals bin ich nach Krozen in eine jesuitische Schule gegangen, um die polnische Sprache zu erlernen, allwo mich der Höchste zu einem guten Manne gebracht, nämlich dem damaligen Parocho oder Pleban Petrus Wagner, einem Preussen von Geburt, der mir viele Wohlthat und Gütigkeit sonder grosse Vergeltung erwiesen hat.“

„In meinem 26. Jahre habe ich angefangen mich im Landleben zu üben, eine Arrende gehalten und meine eigene Wirthschaft geführt.“

*) Die obigen Notizen über Herzog Jacob sind aus Otto von Mirbach's Briefen aus und nach Kurland (Mitau 1844) genommen, die das Verdienst haben, die Geschichte Kurlands, insbesondere des Herzogs Jacob, in ansprechender Weise dem lesenden Publicum vorzuführen, und leicht den Wunsch erwecken, es möchte eine geschickte Feder das vorrätliche Material noch einmal durchmustern und uns ein erweitertes Bild von dem Wirken und Leben des Herzogs, sowie seiner Familie und seiner Umgebungen ausführen. Wir würden mit Vielen dafür dankbar sein.

„Wie ich nun in der Folge gesehen, dass mir so alleine zu leben nicht nützlich gewesen, habe ich mir vorgenommen zu heirathen unter fleissigem Bitten und Beten, dass Gott mir ein tugendsam Weib und eine friedliche Ehe geben wolle, welches er mir auch aus Gnaden bescheret hat.“

Seine Wahl war auf eine Wittwe, „Frau Anna Dorothea Fabricius, des seligen Herrn Jacob Philips, Erbherrn zu Eckhoff und fürstlichen Amtsverwalters zu Sessau nachgelassene Gattin,“ gefallen, die ihm eine Tochter und einen Sohn aus erster Ehe zuführte. Er hatte seinen Wohnsitz in Eckhof, einem herzoglichen Lehngute, und war somit im Dienste des Herzogs. Dieser bedurfte auch alsbald seiner Dienste zu einer speciellen Mission. — Darüber spricht sich Goldberg also aus:

„Anno 1677 den 20. Februar haben Seine hochfürstliche Durchlaucht Herzog Jacobus durch zwei Befehle mich beordert, vor das Lehngut Eckhof nach Warschau zu reisen mit dem Herrn Gesandten, Herrn Ewald Franke, damaligen kurländischen Kanzler. Zwar war der Herr Obersecretair Heinrichs beordert, diese Gesandtschaft mit zu verrichten und diese Reise zu thun. Weilen dieser aber sich excusiret, so musste ich die Stelle eines Secretarii vertreten und mich zugleich bei der Geldausgabe gebrauchen lassen. Es war aber allda, wo Seine königl. Majestät Johannes der dritte im Aprilmonat nach abgehaltenem Reichstage das Lehn mit grosser Solennität dem herzoglichen Herrn Gesandten im grossen Reichssaale zu Warschau mit einer schönen kostbaren Fahne übergaben. Diese Fahne war von rothem Damast mit goldenen und rothseidenen Frangen; auf einer Seite das königlich polnische, auf der andern das fürstlich kurländische Wappen in Gold; oben ein goldener Knopf.“

Nach seiner Rückkehr aus Warschau ist Goldberg erfreut, die Geburt seines Sohnes notiren zu können, des nachmaligen Fortsetzers der Chronik seines Vaters bis in das Jahr 1725. Er schreibt darüber also: „Den 8. Juli 1679, im Zeichen des Scorpion hat Gott unseren Ehestand gesegnet und uns beiderseits einen jungen Sohn begabet, welcher in der barbernschen Kirche durch den Herrn Pastor Joh. Kölbelius getauft, die Namen Melchior Heinrich erhalten hat.“

Aus den ferneren Aufzeichnungen, namentlich vom Jahre 1681 und 82, erfahren wir, dass Melchior Goldberg nicht blos Verwalter eines herzoglichen Lehngutes, sondern auch herzoglicher Capitain zur See gewesen. Das lässt uns einen Einblick in den Haushalt des Herzogs thun. Selbst an vielseitige Thätigkeit gewöhnt, nutzte

er die Dienste seiner Beamteten in gleicher Weise. Er stellte sie hin, wo er sie geeignet glaubte und wo er sie eben brauchte. Es kann uns also nicht auffallen, dass der Verwalter eines Landgutes auch zu Handelsreisen auf dem Meere gebraucht wird und gelegentlich die Führung eines Schiffes bekommt. Auf hohen Lohn durften sie dabei nicht rechnen. Der Lehrer der herzoglichen Kinder, ein ehrenhafter Candidat, bekam hundert Thaler jährlich und freie Station. War doch der Herzog selbst für seine Person äusserst genügsam. Sein Arbeitszimmer diente zugleich zum Schlafcabinet, wo er unter ganzen Stößen von Papieren von morgens fünf bis zum späten Abende thätig war. Selten bedurfte er eines Schreibers. Auch seine Handelsbriefe verfasste er selbst und übersah bei der Gelegenheit auch nicht die Bedürfnisse des Haushaltes. „Sendet mir ein Tönnchen mit Kartoffeln (einer damals noch ungewöhnlichen Frucht) für meinen Tisch,“ schrieb er seinem Agenten in Lübeck. Kerngesund wie er war, scheute er keine Anstrengungen und erwartete Gleiches von seinen Untergebenen. Eine Unpässlichkeit konnte ihn ausser Fassung bringen. Einst liess er seinen Arzt rufen, klagte über heftigen Husten und Brustbeschwerden, die ihm den Schlaf raubten. Der Arzt untersuchte seinen Auswurf und fand zu seinem Erstaunen den Schleim mit Wollenfasern gemischt. Wie ging das zu? Auf natürlichem Wege liess sich das nicht erklären. Die Rathlosigkeit war gross. Da musste Zauberei im Spiele sein. Es musste jemand dem Herzoge etwas angethan haben. Der hohe Herr sann nach und kam zur Ueberzeugung, das sei kein anderer, als Magnus Lufft, der Verwalter von Neugut, denn dieser hatte um jene Zeit eine unangenehme Scene mit dem Herzoge gehabt. Die Justiz in solchem Falle war damals eine sehr summarische, Verhör, — Tortur, — Verbrennen. Solchen Process musste der arme Lufft leider durchmachen. Später erwies sich freilich die natürliche Ursache jenes wolligen Auswurfes. Die alten vermoderten Wollentapeten an den Wänden um das Lager des Kranken wurden durch den Luftzug bei jedem Oeffnen der Thüren in Bewegung gesetzt und gaben eine Wolke von Wollenfasern ab; der Herzog athmete sie ein und sie waren die Ursache des Auswurfes.

Ueber die oben erwähnten schiffsmännischen Aufträge heisst es in unserer Chronik:

„Anno 1681 den 19. Julii haben Seine fürstliche Durchlaucht, damaliger ältester Prinz Friedrich Casimir (Sohn des Herzogs Jacob) mir eine Reise nach Lissabon in Portugal aufgetragen. Ob es zwar

eine gefährliche Reise, so habe ich doch auf gnädige Beschützung meines lieben Gottes gebauet und zu Forthelfung der Meinigen die Reise angenommen. Als wir bis Amsterdam gekommen waren, habe ich eine andere Resolution fassen müssen, und das Schiff, St. Casimir genannt, daselbst ausgeladen, alles Gut und die Wolle verkauft und meine Rechnung richtig gethan. Wie nun Se. fürstl. Durchlaucht mit meiner Verrichtung gar wohl zufrieden waren, haben Sie mich beschenkt und mir wieder eine Reise nach Frankreich, nämlich nach Roscou und Rochel aufgetragen. Bin also

Anno 1682 den 3. Januar mit dem Schiff St. Sophia, das mit Leinsaamen beladen war, von der libauschen Rhede in Gottes Namen absegelt; habe in Roscou und Roschel meine aufgetragene Commission gar wohl verrichtet, und zu des hochseligen Herzogs Jacob Beisetzung Wein und andere Perselen geholt. Weilen aber die Reise im Winter gemacht wurde, habe ich Frost, Schnee, Ungewitter und Sturm auf der Nord- und Ostsee und auf der spanischen See, wohin die Winde das Schiff verschlugen, ertragen müssen. Mit Gottes Hülfe bin ich glücklich nach vielen Gefahren zu den Meinigen heimgekehrt. Die Belohnung für beide Reisen war aber gar schlecht, also dass ich nicht einmal meine versprochene Capitains-Monatsgage bekommen. Als daher Se. fürstliche Durchlaucht wollten, ich sollte eine dritte Reise mit zwei beladenen Schiffen nach Portugal auf mich nehmen, habe ich das abgelehnt und ist der Amtsverwalter Otto Hillbrandt von Annenburg an meiner Stelle geschickt worden. Mich aber liess der Herzog hülfflos und musste ich andere Hülfe suchen.“

Bei Gelegenheit der Verheirathung seiner Stieftochter 1682 giebt Melch. Goldberg ein genaues Verzeichniss von den Gegenständen der Aussteuer, das insofern für uns Interesse hat, als es eine Vergleichung mit unseren Sitten und Moden zulässt. Gold, Silber und Edelsteine nahmen damals wie heute die erste Stelle ein. Zinn spielte in jener Zeit eine bedeutende Rolle im Küchen- und Tafelgeschirr, während Messing und Kupfer kaum genannt werden. Heute ist's umgekehrt. Das Zinn ist aus der Küche und vollends von der Tafel geschwunden. In der Küche behaupten sich Kupfer und Messing und auf der Tafel Fayence und Porzellan. Feine und weisse Leinengespinnste und Leinengewebe waren damals wie heute der Stolz einer gut ausgesteuerten Braut, besonders wenn sie aus Holland und Bielefeld kamen. Als auszeichnenden Schmuck gab man den feinsten Stücken noch Spitzen.

In diesen Dingen haben die Modegegenstände sich nicht wesentlich geändert. Aber die Garderobe einer in jener Zeit wohl ausgestatteten Braut im Vergleiche mit unserer Zeit scheint eine völlige Umwandlung erfahren zu haben. Wir überlassen unsern Lesern die Vergleichung, indem wir eine treue, wenn auch abgekürzte Abschrift des Verzeichnisses der Garderobenstücke aus unserer Chronik hersetzen, die Fräulein Philips mitbekommt.

Ein schwarz Tercinellen Rock und Wambs mit schwarze seidene Spitzen.

Ein goldfärb Tobin Rock, gefüttert, mit Gold und silbernen Spitzen besetzt.

Ein schwarzseiden grobgrün Manton mit schwarz seidene Spitzen besetzt.

Ein neu schwarz Boratten Kleid und ein Kronraschen Unterrock.

Ein apfelblüth-farbe seiden Camlothen Unterrock mit schwarze seidene Spitzen.

Ein neu schwarz Pollmitten Pelz mit schwarz Katzenfell gefüttert.

Ein braun Tobin Jackchen.

Ein braun Schersen Röckchen.

Ein weiss atlassen Rock, blau gefüttert mit breite seidene Spitzen besetzt.

Ein gross Schersen Rock mit Kattun besetzt.

Eine Kronraschen Gardine blau mit seidene Frangen.

Eine grüne seidene Damast Bettdecke roth gefüttert.

Eine indianisch Kattun Bettdecke gelb gefüttert.

Eine Zobel-Mütze mit plüisen Kolpack.

Eine Wolke und ein Aufsetzliss.

Im Jahre 1694 tritt Goldberg in nähere Verbindungen mit Nic. Korff von Kreuzburg, „Starosta zu Resiten, livländischen Schatzmeister, Erbherrn der kreuzburgschen, preekulnschen, bledauschen und telschen“ Güter, und wird Ober-Inspector über die königliche Starostei Resiten und über Korff's polnisch-livländische Besitzungen. Sein fester Wohnsitz ist Ruschendorf an der Ewst, ein Gut, das er von Baron Korff für 5000 Rthlr. Alb. in Pfand nimmt.

Sein Sohn ist indessen bis zu schulfähigem Alter herangewachsen und wird nach Dusiat in das Haus des Obersten und königl. polnisch-livländischen und dünaburgschen Starosta Joh. Heinr. v. Plater gegeben, wo er zugleich mit den Söhnen des Starosta selbst die

Information eines gelehrten Mannes, Dav. Werner, später Rector in Bausk, genießt. Der Starosta mit seiner Familie ist anfangs dem Glauben der augsburgischen Confessionsverwandten zugethan, läßt sich aber, um Wojewode des polnischen Fürstenthums Livland zu werden, „persuadiren“ zur römisch-katholischen Kirche überzugehen.

„Weilen deshalb der junge Goldberg in diesem Hause wenig im Christenthum zugenommen, ist er 1692 zu dem wohllehrwürdigen und wohlgelehrten Herrn Josepho Leonhardi, Pastoren zu Brüggem, und hernach auf Born in die Schule gegeben und daselbst auch zum ersten male zum heiligen Sacrament des Altars gegangen.“ Mit diesem Act hat er zugleich angefangen, an jedem Freitage zu fasten und ist diesem seinem Vornehmen treu geblieben, wie er 1742 ausdrücklich bemerkt.*)

Seine weitere Ausbildung erlangte Goldberg der Sohn in der Jesuitenschule in Dünaburg, wo er zwei Jahre zubrachte. Der Einfluss dieser Schule auf seine religiöse Denkungsweise ist unverkennbar und wäre gewiss noch tiefer gegangen, wenn seine Aeltern ihn, wie er es wünschte, in das Jesuiten-Collegium in der Wilda (Wilna) hätten ziehen lassen. Seine Aeltern aber hielten es für rathsam, ihn nach Bauske in das Haus und die Schule des Propstes Mag. Joh. Adolph Hollenhagen zu geben, wo er drei Jahre blieb.

Nach Beendigung dieser Schulzeit 1698 bemerkt der Vater: „In diesem Winter habe ich meinen Sohn auf Universitäten zum Studiren, und andere fremde Länder und Städte zu sehen, gesandt. Gott schütze ihn und gebe ihm seine Gnade, dass ich ihn gesund und gescheidter wiedersehe!“

Der Sohn begab sich zunächst nach Königsberg in Preussen auf die Universität und widmete sich dem Studium der Theologie, Philosophie und Rhetorik. Mit seinen theologischen Studien war es ihm Ernst, denn er betrat im darauf folgenden Jahre die Kanzel.

Während seines Aufenthaltes in Königsberg war er Zeuge der ersten Königskrönung daselbst. Er bemerkt darüber in seinem

*) Um die Anschauungsweise des jüngeren Goldberg zu charakterisiren, mit der er in jener Zeit nicht allein stand, heben wir folgende Stelle aus einer Vorschrift hervor, die er seinen Kindern hinterliess: „Ein Bet-, Buss-Fasten an alle und jede Freitage lasse meinen lieben Kindern treulich befohlen sein. Denn ein rechtes Buss-Fasten wendet die Strafe Gottes ab, dient zur Dämpfung und Tödtung der sündlichen Lust, fördert die Gottseligkeit und erhält die Gesundheit des Leibes. — Das Fasten am Freitage aber wird gewählt, weil an dem Tage Adam und Eva aus dem Paradiese getrieben, Christus verrathen und gestorben ist, Petrus ihn verleugnet, Judas sich erhängt hat.“

Tagebuche: „1701 am 15. Januarii wurde Ihre Churfürstliche Durchlauchtigkeit von Brandenburg Friedrich III. zum ersten Könige von Preussen in der königsbergischen lutherischen Schloss- und Residenz-Kirche mit grossem Pomp und Pracht und Solennitäten von den Priestern als Bischöfen Ursino und Herrn von Sanden gesalbt. Nach der Krönung wurden güldene und silberne Krönungsmünzen von unterschiedlicher Grösse ausgeworfen, auf deren einer Seite das mit Lorbeeren bekränzte Brustbild des Königs und die Unterschrift zu sehen ist: Fridericus Rex, darunter unct. Regiom. den 18. Jan., — auf der anderen eine Krone, darüber die Worte: prima meae gentis und darunter die Jahreszahl 1701.

Dem Volke überliess man die Tuchbekleidung des Fussbodens und des Thrones, speisete es und liess aus dem Schnabel aufgerichteter Adler Wein fliessen. Die Festlichkeiten, Aufzüge und das Schaugepränge dauerte bis zum 8. März. Gepredigt wurde über den Text: 2. Sam. 7, 18. 19.“

Nach beendeten Studien begab Goldberg sich aus Königsberg auf die Universität Rostock und nach zweijährigem Aufenthalte daselbst 1704 nach Leipzig. Seine Studien in Leipzig wurden durch die Weisung des Vaters, er möge in die Heimat zurückkehren, unterbrochen. Mit günstigen Zeugnissen von allen diesen Universitäten versehen, trat er die Rückreise an. Charakteristisch ist es für den Stand des Buchhandels in Riga, dass Goldberg an die 100 Rthlr. anwendete, um in Leipzig sich mit den nöthigsten Büchern zu versehen. Ueber Jena, Halle, Wittenberg, Berlin, Hamburg und Lübeck gelangt er nach Riga und eilt von dort nach Ruschendorf. Hier tritt er mit einer feierlichen Anrede vor seine Aeltern, wie sie in unseren Zeiten wohl unmöglich wäre. Das vertrauliche Du war aber damals den Kindern gegen ihre Aeltern noch nicht erlaubt. Ueber die Geltung des vierten Gebots war man einverstanden, aber wenn dieser Geltung Ausdruck gegeben werden sollte, wagte man es nicht, dem natürlichen Gefühle freien Lauf zu lassen, als ob damit der Achtung gegen die Aeltern Eintrag geschähe. Es bedurfte der ganzen Kraft namhafter Männer, die sich das Geschäft naturgemässer Erziehung zu ihrer Lebensaufgabe machten, solchen Bann zu lösen und solch unnatürliche Spannung zwischen Kindern und ihren Aeltern hinwegzunehmen. Nachdem der rückkehrende Sohn sich in seiner Anrede mit Joseph, dem Sohne des Erzvaters Jacob und mit dem jungen Tobias verglichen, fährt er fort: „Solche Freude findet sich bei mir, weil ich Sie, meine allerliebste Aeltern, noch

lebendig sehe, meine Studia und meine Reise dabei glücklich vollbracht. Vor solche mir erwiesene Güte danke und preise zuvörderst den grossen Gott, der Sie lebendig erhalten. . . . Weilen ich solche Wohlthat zu erwidern unvermögend bin, so werde ich jederzeit dahin bedacht sein, dass solches ein andächtiges und inbrünstiges Gebet, welches täglich vor Ihre Wohlsein zu Gott schicken werde und dann auch ein kindliches Gehorsam ersetzen soll.“

Zur Freude seines Vaters wohnt sich der Sohn im Aelternhause ein und scheint seinem freigewählten Berufe als Theolog in der ersten Zeit gefolgt zu sein. Er tritt schon am 7. December desselben Jahres (1704) in einer Predigt in der kalzenauschen Kirche an Stelle des dortigen Pastors Joh. Wilh. Schultz auf. Aber die Zeiten waren nicht danach angethan, dem angehenden Prediger eine friedliche Laufbahn zu öffnen, wie der Vater es wünschte. Krieg und Kriegsgeschrei kam immer näher und häufte bald schwere Drangsale auch auf die Familie Goldberg, so dass der Sohn sich bald seinem anfänglichen Berufe ganz entfremdete.

Schon unter dem 9. Januar 1705 schreibt er: „Früh Morgens fielen die Herren Russen mit 4000 Mann in Laudohn und ferner in schwedisch Livland ein und führten unsere werthen Nachbarn, Freunde und Schwäger mit ihren ganzen Familien gefangen weg, und weilen vor denen Herren Schweden und Russen, wie auch Polen das Seinige zu behalten sehr unsicher war, so reisete ich mit den besten Schriften, Sachen, Kasten und Büchern nach Riga und gab sie dort in treue Hände zur Verwahrung.“

Es war der Krieg zwischen Kaiser Peter dem Grossen und dem schwedischen Könige Karl XII., der sich über Livland zog und die Capitulation Rigas zur Folge hatte. Unter dem 26. Juli notirt unser Gewährsmann „die blutige Action zwischen Schweden und Russen, derer Generalfeldmarschall Knäs Bogdan Scheremetjeff war, unter dem gemäuerten Hofe in Kurland, da die Schweden Niederlage erlitten und Kurland räumen mussten.“

Von da an enthalten die Aufzeichnungen eine Reihe von Gewaltthaten, die von Freund und Feind verübt werden. Am 4. September bemächtigen sich die Russen zur Fortschaffung ihrer Artillerie einer Anzahl Pferde des ruschendorfschen Gebietes. Am 7. October nehmen die Schweden was die Russen zurückgelassen haben, und führen es auf der Düna hinab nach Riga. Am 15. erscheint der schwedische Obristlieutenant von Glasenapp mit 300 Schweden und zieht nach Bersohn in die Winterquartiere, aus denen er aber durch

den russischen Generalmajor Bauer vertrieben wird. Dieser rückt den 29. Januar 1706 mit 8000 Mann Moskowitern weiter in Livland vor, verheert das Land und verbrennt Höfe, Schlösser und Häuser. Eine Abtheilung von 150 Mann erreicht am 1. Februar Ruschendorf von Bersohn aus, um flüchtige Livländer zu suchen. Von ihrem Verfahren berichtet die Chronik: „Sie schlugen alles auf, durchsuchten und plünderten und führten letztlich auch mich sammt dem Herrn Vater, sowie den Advocaten Reiske und den Pastor zu Kalzenau, Joh. Heinr. Hugke, deren Frauen und Töchter, nebst einer Anzahl anderer Flüchtlinge, die sich in unserer Badstube aufhielten, mit deren Hab und Gut nach Bersohn zu dem Generalmajor Bauer. Gott aber fügte es, dass wir unserer fünf Gnade fanden, freigelassen und mit unserem Eigenthum wieder nach Ruschendorf escortirt wurden. Die andern, der Pastor Hugke und der Schulmeister mit ihren Frauen, wurden im bersohnschen Pastorate zurückbehalten. Den 2. Februar verliess diese Heeresabtheilung Bersohn und nahm ihren Marsch über Ruschendorf nach Kreuzburg und weiter nach Kurland, überall Asche und Staub zurücklassend.“ Die Einbusse, die Goldberg und seine Freunde erlitten, schätzt derselbe auf tausend Reichsthaler, fügt aber auch hinzu: „Gott dem Allerhöchsten sei es gedankt, dass er die Feinde verblendet und uns dadurch vor noch grösserem Schaden und Unglück behütet hat, weil sie den Administratoren von Kalzenau, Herrn Geist mit seiner Familie, den sie suchten, nicht bekamen, den ich in einer Bodenkammer versteckt hatte.“

Generalmajor Bauer kann seine Soldaten nicht in Zucht halten. Sie plündern, rauben und brennen, und wenn Goldberg bei ihm darüber Klage führt, spricht er beschwichtigende Worte und ladet zur Tafel ein, „was sich zu dreien Malen ereignet hat.“ — Mit den Russen vereinigt sich ein übelgesinnter Nachbar, der kreuzburgsche Pastor Matt. Mich. Mittelpfort, stachelt die Feinde durch allerlei Angebereien auf und beraubt auf offener Strasse Goldberg seines Reitpferdes und später eines vollständigen Anspannes mit Wagen und Pferden. Darüber wird Goldberg, der Vater, krank, und als er das Abendmahl nehmen will, muss aus Bersohn der Pastor Christopher Wendelbaum geholt werden.

Nach dem Abzuge der Russen scheinen abermals Schweden das Terrain besetzt zu haben, denn unsere Chronik bemerkt: „Den 16. May (1706) am Sonntage. Das schöne kreuzburgsche Pastorate in wärender Gasterei mit denen Herren Schweden zum grossen

Schaden des alten Herrn Starosten totaliter bei Salvegebung abgebrannt;“ — und unter dem 3. Juni heisst es: „Der Herr Obristlieutenant Carl Otto von Freimann und von Zöge marschirten mit 400 Mann Finnen aus schwedisch Livland nach polnisch Livland.“

Den Schweden folgten gegen den Herbst polnische Truppen, die die Sache wieder auf ihre Weise trieben. Sie verlangen von Kreuzburg eine Contribution von 8000 Tymphen, die Goldberg, der Vater, als Verweser des abwesenden Gutsherrn beibringen soll. Als er eine so hohe Summe zu zahlen beanstandet, nehmen sie ihn und den Sohn als Geisseln mit, bis diese sich dazu verstehen, dem Obersten eine Anweisung auf 799 Rthlr. Alb. nach Riga auf das Haus Carl Berens auszustellen. Von den Soldaten auch anderweitig beraubt, kehren Vater und Sohn nach Ruschendorf zurück.

Kaum sind die Polen fort, so wird Goldberg, der Vater, durch den Majoren Koskull arrestlich eingezogen und nach Riga zu dem schwedischen Generalen Löwenhaupt geführt, „weil er es mit den Polen halte.“ Zugleich requiriren die Schweden in Ruschendorf 200 Lof Roggen. Goldberg's Gefangenschaft dauert von einem Monate zum andern, und als man Riga nicht mehr für sicher genug hält, führt man den kranken Mann nach Mitau. Endlich gelingt es dem Sohne, für 100 Rthlr. seine Freilassung zu bewirken. Er wird nach Ruschendorf geführt, nimmt vom festenschen Pastor Hugke das Abendmahl und stirbt den 12. Mai 1708.

Inzwischen war Generallieutenant Bauer mit seinen russischen Truppen abermals passirt und hatte die Spuren seines Durchzuges in Kreuzburg hinterlassen, denn die Chronik bemerkt unter dem 13. April 1708: „Denselben Tag, am Freitage, hat der Generallieut. Bauer, aus Druja kommend, das schöne Schloss Kreuzburg sammt dem gemauerten Pastorate und dem Städtchen ganz eingeäschert. Nur die schöne Kirche ist verschont geblieben. In dieser Kirche fand denn am 30. Oct. das Leichenbegängniß Melchior Goldberg's durch die Pastoren Jac. Wilh. Pusin und Joh. Heinr. Hugke mit grosser Solennität statt. Ein gedrucktes deutsches Carmen von Pusin: „Die verlassene Kreuzburg,“ hat sich erhalten. Später wurde der Sarg vom Sohne mitten im Gange tief versenkt und ein grosser Grabstein darüber gelegt, auf dem die Worte stehen: „*nihî et meis.*“

Das Jahr 1709 begann mit ungewöhnlich starkem und anhaltendem Froste, „wie seit Menschengedenken nicht gewesen, so dass viele Menschen, Pferde, Vieh und Vögel umkamen.“ Die Gewässer

froren bis auf den Grund, und die Folgen waren im Frühlinge verwüstende Ueberschwemmungen. In Riga drang das Wasser der Düna bis in die Domkirche, so dass man beim Ausschöpfen daselbst Fische fand.“ Zudem nahm der Krieg nach der Schlacht bei Poltawa immer grössere Dimensionen an. Im October sammelten sich russische Truppen bei Kreuzburg und Ruschendorf in grösseren Massen an, um vor Riga verwendet zu werden. Goldberg schreibt: „Sie ruinirten mich und meine Bauern totaliter; spürten auch die vergrabenen Vorräthe auf, Korn, Kleider und was sonst geborgen war, und gaben uns dem äussersten Mangel preis.“ Den 27. Oct. wurden Brücken über die Ewst geschlagen und am 30. brach Generalleutenant Bauer mit einer Abtheilung des Heeres nach Riga auf. Wenige Tage später nahm eine zweite ihren Weg in der Richtung nach Feheln.

Im Gefolge dieser Durchmärsche waren Contributionen und Gewaltthaten aller Art, — und endlich die furchtbarste Geissel des Krieges, die Pest. Dadurch stieg das Elend auf das Höchste, so dass alles, was fliehen konnte, sich auf die Flucht machte. Goldberg verlor seine Mutter, eine Verwandte mütterlicher Seite, die Frau Katharina v. Laudon aus Totzen, endlich auch seine Stiefschwester mit drei Kindern und eine grosse Zahl seiner Leute an der Pest. Da hielt's ihn nicht mehr zu Hause; er verliess Haus und Hof allein zu Pferde und floh nach Livland hinein über Lasdohn hinaus, „weilen wegen der sehr grassirenden Pest nirgends bleiben konnte,“ schreibt er.

Mit diesen Drangsalen, wie sie damals das ganze Land empfand, besonders Riga und dessen Umgebungen und die Gegenden an den Heerstrassen, nahete das grosse Drama, dessen Anfang bei Narwa war, und das am Prut und bei Poltawa fortspielte, seinem Ende. Riga capitulirte den 14. Juli 1710. Die dort nicht mehr zu verwendenden Truppen traten ihren Rückmarsch an gleich rückläufigen Wogen, die das Land überschwemmten. Goldberg kehrte nach eilwöchentlicher Abwesenheit nach Hause zurück und fand alles verwüstet, die Viehställe nebst dem Vieh von Soldaten verbrannt, die Wohnungen ihrer letzten Habseligkeiten beraubt, die Aecker unbestellt und das Korn noch auf dem Halme. „In diesem 1710. Jahre,“ berichtet er, „ist wegen Aussterbung der Leute alles im Sommer gesäete Korn auf dem Felde geblieben, und auch kein Roggen gesäet.“ Von 216 wohlbesorgten Gesinden blieben nur 60 einigermaassen bevölkert nach.

Das einrückende Militär fand nichts mehr von Belang. Es stellte Forderungen, verlangte Contributionen, verhängte Arrest, übte Gewaltthaten, aber es war eben nichts da, woran man sich halten konnte. In dieser Zeit, den 24. August, passirte das Corps des Grafen Scheremetjeff auf seinem Marsche nach Pommern hier durch. Der Graf selbst besuchte die sehr alte hölzerne Kirche orthodox-griechischen Bekenntnisses in Jacobstadt, — ein Musterbau, wie ein zweiter in den Ostseeländen nicht zu finden ist, — gegenwärtig wegen Alters dem völligen Zusammensturz überlassen.

Indessen, wie ein lebender Körper, der irgend wo eine Wunde empfangen hat, nicht anders kann, als dass er auf Heilung hinarbeite, und wäre die Wunde auch noch so gross, so arbeitete und mühte sich auch hier der gesellschaftliche Organismus zu ergänzen und neu zu schaffen, was vergangen und verdorben war. So besserten sich die Verhältnisse nach und nach und schienen in das frühere Gleis zu gelangen. Da kam im August 1719 noch ein Rückschlag, und zwar durch mecklenburgische Truppen, die im Dienste des russischen Kaisers standen. Sie kamen aus Polen und hauseten „ärger als zuvor Moskowiter und Kosaken.“ „Dadurch,“ sagt die Chronik, „konnte kein Heu gemähet und das liebe auf dem Felde schon reif stehende Sommer- und Winterkorn nicht geerntet und eingenommen, — geschweige denn das Land zur neuen Wintersaat präparirt werden. Und zwar, weil die Herren Mecklenburger selbst Wirth spielten. Solchen Ruin sehend, begaben sich alle Bauern, alles hinterlassend, in die Wälder, womit die delicaten Herren sehr zufrieden waren, indem sie nun erst recht in Häusern, Gärten und Feldern nach ihrer gottvergessenen Art disponirten. Solches Elend, solchen Jammer und Ruin des ganzen kreuzburgischen Districtes konnte nicht ferner ansehen und begab mich mit einem Schreiben des dünaburgschen Starosta Joh. Ludwig Plater zum Generalgouverneuren Anikita Repnin, stellte dem die Sache vor und erlangte glücklich die schleunige Ordre, dass die mecklenburgischen Völker unverzüglich abzumarschiren hätten.“

So verlief sich auch diese Kriegesfluth, und man merkte, dass eine starke Hand nunmehr sämmtliche Ostseelände einheitlich zusammenhalte. Am 30. Aug. 1721 folgte darauf der förmliche Abschluss des Friedens zu Nystadt. Der Kaiser selbst überlebte ihn nur wenige Jahre. Er starb nach einer zwölf-tägigen Krankheit zu Petersburg am 28. Januar 1725. Am 10. März fand sein Leichenbegängniss statt; am 9. April beging Riga die Trauerfeier und am

14. wurde in den Landkirchen dem Volke über den Text im ersten Buche der Könige, im zweiten Capitel und zehnten und elften Verse gepredigt: „Also entschlief David mit seinen Vätern und ward begraben in der Stadt Davids. Die Zeit aber, die David König gewesen ist über Israel ist vierzig Jahre. Sieben Jahre war er König zu Hebron und dreiunddreissig Jahre zu Jerusalem.“

Hiermit schliesst die Chronik. Wir haben unserem Auszuge nur noch einige Nachrichten hinzuzufügen, die Goldberg über sich in einem Anhang bis zum Jahre 1743 giebt.

Im Jahre 1714 vermählt er sich mit Fräulein Anna Dorothea v. Lühren, Tochter des schwedischen Lieutenants Thomas v. Lühren, Erbherrn auf Suhr-Pallo im jerswenschen Kreise Estlands und dessen Gattin Elsa Agneta, geb. v. Freimann. Die Hochzeit wird in Jummerdehn gefeiert bei dem Stiefvater der Braut, dem schwedischen Rittmeister Hans Hinrich Böck, Pfandhalter von Jummerdehn. Das junge Ehepaar zieht alsbald nach Ruschendorf, hält sich aber auch zeitweise in Resiten auf, weil Goldberg diese Starostei als Generalinspector verwaltet. Aus dieser Ehe stammen 11 Kinder, von denen die meisten in frühem Alter sterben. Nach Ablauf der Pfandjahre für Ruschendorf erwirbt Goldberg käuflich das Gut Gustavsberg im jürgensburgschen Kirchspiele Livlands von dem Kammerjunker Jacob Gustav von Clodt, Erbherrn von Jürgensburg, für die Summe von 2600 Rthlr. Alb., eine Summe, die der damaligen Beschaffenheit des Gutes entsprach. Denn der am 10. August 1726 geschlossene Kaufcontract besagt: Viehweiden sind auf benachbarten Wüsteneien zu suchen, Wald zu Brennholz ist nothdürftig vorhanden, zu Bauholz nur „etwas Gränen.“ Das Bauerland beträgt $3\frac{7}{8}$ Haken, von denen $2\frac{3}{4}$ Haken wüst und unbebaut liegen, der Rest nothdürftig besetzt ist. Die Bauerschaft besteht aus 9 männlichen und 10 weiblichen arbeitsfähigen Individuen; zwei alten und unvermögenden und 26 Kindern (12 Knaben und 14 Mädchen), also 47 Individuen. Die grosse Zahl von Kindern lässt vermuthen, dass auch hier Krieg und Pest stark aufgeräumt haben. Die Baulichkeiten des Hofes sind: ein völlig unbewohnbares und unbrauchbares Wohnhaus und wenige grösstentheils verfallene Wirthschaftsgebäude. Dem entsprechend sind die Felder. Ein Garten ist in seinen Umrissen zu erkennen, im übrigen von der Wildniss nicht zu unterscheiden.

Das ist die actenmässige Beschreibung des Gutes, und sie mag auf viele Güter passen, wie sie sich nach den Kriegsjahren vorfanden.

Hätten wir die genauen Angaben über den gegenwärtigen Werth und Bestand des Gutes Gustavsberg zur Hand, so könnten wir in einem genauen Zahlenverhältnisse den Fortschritt ausdrücken, der hier in anderthalb Jahrhunderten sich kenntlich macht, und wir würden keinen Fehlschluss thun, wenn wir daraus auch einen gleichen Fortschritt für das ganze Land folgerten. Es verhält sich aber in Wirklichkeit noch anders. Livland ist in den anderthalb Jahrhunderten des Friedens, die es genossen hat, weiter fortgeschritten, als überhaupt eine arithmetische Zahl auszudrücken vermag. Es sind geistige Factoren hinzugetreten, die sich nicht zählen und messen lassen, deren Expansionskraft mit jedem Jahre zunehmen muss, das liegt in ihrer Natur, und die sich einzureihen streben in den grossen Verband des übrigen Europa. Welcher Kämpfe und Wehen im Aeusseren, und welcher geistigen Anstrengungen, welche unausgesetzten Ringens im Innern bedurfte es, ehe das Land die rationelle Benutzung des Bodens sich so weit angeeignet hat, und ehe die socialen Fragen so weit zur Geltung gekommen sind, die unsere Zeit besonders bewegen! Noch sind sie nicht zu Ende geführt. Ihre Lösung bleibt als Vermächtniss unserer Zeit dem Glücksterne der Zukunft überlassen. Es geht auch da nicht ohne Kämpfe und Wirren ab. War der Uebergang aus dem 17. Jahrhundert in das 18. ein schmerzenvoller, wie die benutzte Chronik Goldberg's uns gezeigt hat, so ist als Frucht jener leidensvollen Zeit der Frieden zu preisen, dessen das letztere genossen hat, wir aber haben festzuhalten an den Errungenschaften unserer Zeit in treuer Arbeit, in Eintracht und Glaubensfestigkeit. Nur so können wir der Zukunft eine gedeihliche Fortentwicklung sichern.

A. D.

Dänemarks Neutralität im Kriege zwischen Schweden und Russland 1788.

In den Zeiten der calmarischen Union hatte Dänemark an der Spitze der scandinavischen Staaten gestanden. Schweden und Norwegen waren gleichsam die Provinzen Dänemarks gewesen. Die national-monarchische Revolution in Schweden führte die Macht und den Einfluss Dänemarks auf ein bescheidenes Maass zurück. Es zeigte sich, dass hierauf Schweden in Europa mehr bedeute als Dänemark. Die Intervention Gustaf Adolf's in Deutschland war erfolgreicher als diejenige Christians. Schweden konnte eine Zeit lang eine Grossmacht heissen. Ohne Norwegen zu besitzen, beherrschte es den ganzen Ring der Länder an dem bottnischen und finnischen Meerbusen, an der Ostsee. Aber die Eifersucht zwischen beiden scandinavischen Mächten hatte eine Reihe von Kriegen zur Folge. Beide Mächte strebten nach Annexionen benachbarter Provinzen. Nachdem Dänemark die südlichen Provinzen des heutigen Schwedens an dasselbe hatte abtreten müssen, hoffte es, dieselben wieder erobern zu können. Schweden hielt es für möglich, Norwegen zu erobern.

Dänemark war der natürliche Verbündete Russlands. Aehnlich den Verträgen, welche zwischen Russland und Preussen in den sechziger Jahren des achtzehnten Jahrhunderts zum Zweck der Theilung Polens geschlossen wurden, bestanden zwischen Dänemark und Russland Verträge zum Zweck einer Theilung Schwedens. In dem Vertrage von 1766 hatten die beiden Gegner Schwedens einander das Fortbestehen der unseligen adelsrepublikanischen Verfassung in Schweden gewährleistet. Eine Defensivallianz zwischen den beiden Mächten für den Fall eines Angriffes von Seiten Schwe-

dens wurde geschlossen. Als Gustaf III. seinen Staatsstreich vollzog, konnte man in Schweden der Intervention Dänemarks und Russlands gewärtig sein. In Kopenhagen wie in St. Petersburg begriff man sehr wohl, dass eine Steigerung der monarchischen Gewalt in Schweden auch einen Aufschwung der auswärtigen Politik Schwedens bedeutete. Gustaf III. wiederum war sich sehr wohl der Gefahr bewusst, mit beiden Mächten zugleich Krieg führen zu müssen. In den siebenziger Jahren schon hat er wohl die Aeusserung gethan: er brauche stets drei Heere, eines in Finnland, ein zweites in Schonen, ein drittes an der Grenze Norwegens.

Es gab Staatsmänner in Schweden, welche dem Könige riethen, in ein enges Bündniss mit Dänemark zu treten, um mit um so grösserer Sicherheit gegen Russland auftreten zu können. Der Hass, den Gustaf gegen Dänemark hegte, hinderte ihn daran, eine solche Politik zu befolgen. Er zog es vor, in Berlin und London Bundesgenossen gegen Russland und Dänemark zu werben.

Katharina II. hatte im Jahre 1773 einen Vertrag mit Dänemark geschlossen, demzufolge die letztere Macht im Falle eines Angriffs von Seiten Schwedens auf Russland verpflichtet war, mit einer gewissen Anzahl Schiffe und einer bestimmten Menge Truppen eine Diversion zu Gunsten Russlands zu machen, d. h. Schweden im Rücken oder in der Flanke anzugreifen.

Als Gustaf 1788 den Angriff auf Russland vorbereitete, suchte er über das eventuelle Verhalten Dänemarks Erkundigungen einzuziehen. Es gelang ihm nicht, über diesen Punkt klare Einsicht zu gewinnen. Er drohte noch vor dem Ausbruche des Krieges mit Russland, er werde nöthigenfalls stark genug sein, es gleichzeitig mit beiden Mächten aufzunehmen, falls Dänemark sich nicht völlig neutral verhalte. Es werde ihm, liess er verlauten, ein Leichtes sein, auch im Verlaufe eines Feldzuges in Finnland so starke Truppenmassen gegen die dänischen Grenzen vorrücken zu lassen, dass Dänemark ihnen nicht leicht gewachsen sein werde.

In der That hielt es die dänische Regierung, als der Krieg zwischen Gustaf und Katharina ausbrach, nicht für gerathen, sehr entschieden und rasch zu Gunsten Russlands aufzutreten. Den wesentlichsten Dienst leistete indessen der dänische Hof der Kaiserin dadurch, dass man in St. Petersburg znallererst aus Kopenhagen genauere Nachrichten über die schwedischen Rüstungen erhielt. Ob Dänemark verpflichtet war, dem Vertrage von 1773 gemäss mit

sechs Linienschiffen und 12,000 Mann Hülfsstruppen zu Russlands Gunsten eine Diversion zu machen, hing von der Entscheidung der Frage ab, welche von den kriegführenden Parteien den Angriff gemacht habe. Sowohl dieser Vertrag zwischen Dänemark und Russland, dessen Bestimmungen dem Könige Gustaf III. sehr wohl bekannt waren, als auch die staatsrechtliche Bestimmung in Schweden, dass der König ohne Zustimmung des schwedischen Adels keinen Angriffskrieg führen dürfe, veranlassten den König zu einer Reihe von kleinlichen Kunststücken, welche bezweckten, Russland die Rolle des Angreifers aufzuzwängen. Diese Bemühungen des Königs waren vergebens. Der schwedische Adel hielt den Krieg als einen Angriffskrieg für eine Verletzung der Verfassung, und Dänemark konnte ebenfalls nicht umhin, in dem Angriff des Königs einen *casus foederis* in Betreff seiner Verpflichtungen gegen Russland anzuerkennen.

Gustaf scheint indessen gehofft zu haben, dass er als der angegriffene Theil erscheinen, dass also Dänemark zu der vertragsmässigen Hülfeleistung nicht verpflichtet sein werde. Indem er mit Heer und Flotte nach Finnland aufbrach, hielt er es nicht für nothwendig, die westlichen Grenzen Schwedens in Vertheidigungszustand zu setzen. Er hatte kurz vor Eröffnung der Feindseligkeiten einen Besuch in Kopenhagen abgestattet, hatte den Kronprinzen von Dänemark zu einer militärischen Revue in Schonen eingeladen, und hielt es nicht für nothwendig, zum Schutze Schwedens bedeutende Truppenmassen zurückzulassen.

Dänemark aber folgte mit grosser Spannung allen Bewegungen seines Nachbars. Von Allem, was in Stockholm und in dem Kriegshafen vorging, hatte man in Kopenhagen sehr genaue Kunde. Man musste Vorsichtsmaassregeln ergreifen. Sogleich wurden 6 Linienschiffe segelfertig gemacht. Zugleich fanden Sitzungen des geheimen Rathes statt; 3000 Matrosen wurden aus Norwegen einberufen. Als man von den ersten Scharmützeln an der finnischen Grenze hörte, erfuhr man zugleich, dass Schweden der angreifende Theil sei. *) Offenbar lag der *casus foederis* vor: Dänemark musste sich zu der vertragsmässigen Hülfeleistung verpflichtet halten. Der dänische Feldmarschall Prinz Karl von Hessen, entschiedener als andere von den leitenden Persönlichkeiten in Kopenhagen, drang darauf, dass Dänemark seinen Russland gegenüber eingegangenen Verpflichtungen

*) Die russ. St. Petersburger Ztg. 1788 S. 685, 720, 865, 954.

nachkomme. *) Er hatte in einem Privatbriefe den König Gustaf vor übereilten Schritten gewarnt; jener hatte mit Drohungen geantwortet. Dänemark musste sich entscheiden.

Dennoch verging viel Zeit bis zur dänischen Intervention. Wochenlang, während der Krieg in Finnland thatsächlich ausgebrochen war, zögerte Dänemark mit seinen militärischen Operationen. Die ersten Schüsse zwischen schwedischen und russischen Truppen wurden schon Ende Juni gewechselt, aber erst im September erschienen dänische Truppen auf schwedischem Gebiete. Man ist allerdings heutzutage in solchen Dingen an ein anderes viel rascheres Zeitmaass gewöhnt; dennoch erscheint ein so langsames Vorgehen Dänemarks bei jener Gelegenheit auffallend. Russland hätte ein Recht gehabt, über Nichterfüllung der eingegangenen Verbindlichkeiten zu klagen.

Während Dänemark einige Vorsichtsmaassregeln ergriff, eine Kriegscommission berief, eine Hilfsflotte und ein Hilfsheer nach Norwegen abzusenden, sich anschickte, verblieb der schwedische Botschafter Baron Sprengtporten ruhig auf seinem Posten in Kopenhagen. Erst im August gab der dänische Minister Graf Bernstorff dem schwedischen Gesandten gegenüber die Erklärung ab, die Kaiserin bestehe in dem vorliegenden Falle auf Vollziehung des Vertrages von 1772, und daher werde Dänemark sich genöthigt sehen, mit einem Hilfscorps zu Gunsten Russlands eine Diversion zu unternehmen. Im Publicum indessen hoffte man auch damals noch so sehr auf Erhaltung des Friedens, dass man noch am 26. Aug. aus Kopenhagen schrieb, es gehe das Gerücht, dass es nicht zum Kriege kommen werde. Etwas später wird aus Schweden gemeldet, „es habe den Anschein, als drohe von Dänemark her ein Ungewitter.“ **) Schweden war durchaus nicht auf einen Krieg mit seinem westlichen Nachbar eingerichtet.

Für Russland war die dänische Hülfe von der grössten Bedeutung. Der türkische Krieg erforderte ungeheure Opfer im Süden des Reichs. Der Norden war von Truppen entblösst. Die Haupt-

*) Horst, Geschichte des letzteren schwedisch-russischen Krieges, Frankfurt a. M. 1792, S. 91. „Wehe der Macht, sagte Prinz Karl, die nur auf gegenwärtige Convenienzen sieht und dabei kleinmüthiger Weise die alten Verbindlichkeiten vergisst.“

**) Russische und deutsche St. Petersburger Zeitung. Correspondenzen aus Kopenhagen und Stockholm.

stadt konnte leicht den grössten Gefahren ausgesetzt sein. Die Vertheidigungsanstalten in Finnland und den Ostseeprovinzen waren sehr unbedeutend. Wenn Dänemark Schweden im Rücken angriff, so konnte eine solche Diversion Russland am wirksamsten Rettung bringen.

Die russischen Admirale Powalischin und Desin, welche mit einigen Schiffen an der Küste Norwegens und der Westküste Schwedens kreuzten, hatten von St. Petersburg aus Befehl, sich mit der dänischen Flotte zu vereinigen und sodann Gothenburg, Morstrand und andere Plätze im südlichen Schweden anzugreifen.*) Zu nicht geringem Verdrusse der Kaiserin aber kamen aus Dänemark Nachrichten, welche den Beweis lieferten, dass man dort einem ernstlichen Kampf auszuweichen suche. Die dänische Regierung schrieb, sie sei bei der Erschöpfung ihrer Mittel ausser Stande, energisch einzuschreiten. Sie bat wenigstens um Subsidien. Katharina grollte den Dänen, sie bemerkte, schon Peter der Grosse habe eine Abneigung gegen das dänische Cabinet gehabt; es sei besser, das russische Geld im Lande zu behalten und es zu eigener Ausrüstung zu verwenden, als es den Dänen zu senden. Ohnehin hatte sie Ursache, über die geringen Erfolge der österreichischen Allianztruppen im türkischen Kriege zu klagen. „Es wäre fast besser, ohne solche Verbündete allein Krieg zu führen,“ sagte sie in ihrem Unmuth über Oesterreich und Dänemark.**)

Indessen sah man in St. Petersburg doch nicht ohne Befriedigung, dass Dänemark — wenn auch sehr langsam — rüstete. Als nach Ausbruch der Rebellion der finnischen Offiziere in Gustafs Lager von Friedensunterhandlungen die Rede war, mahnte der Minister Graf Besborodko von den letzteren ab, weil ja sonst Dänemark in seinen Rüstungen leicht aufgehalten werden könne. Als der König trotz der Rebellion in seinem Heere nicht an Frieden dachte, baute man in St. Petersburg die grösste Hoffnung auf Dänemark. Gustaf hatte sich in Högfors verschanzt und war nicht von russischem Gebiet fortzubringen. Da meinte die Kaiserin am 1. August: „In diesen Tagen wird er die dänische Declaration erhalten und vielleicht aus freien Stücken abziehen.“ Am russischen Hof sprach man damals mit Entzücken von dem bevorstehenden Angriff der Dänen auf Gothenburg.***)

*) Aus dem Tagebuche des Geheimschreibers der Kaiserin.

**) Ebendasselbst.

***) Ebendasselbst.

Dänemark konnte im glücklichen Falle durch eine Intervention viel gewinnen. Man sprach davon, dass Russland den Dänen zum Lohn die Abtretung Gothenburgs und der Provinz Bohuslän gewährleistet habe.*) Der dänische Gesandte in St. Petersburg, Saphorin, theilte dem russischen Minister im Vertrauen mit, dass Dänemark in derselben Weise, d. h. durch Anstellung innerer Unruhen, die Provinz Schonen zu erwerben hoffe, wie Russland das ganze Finnland.**)

Sonderbarer Weise sollte eine solche Intervention Dänemarks zu Gunsten Russlands nicht als eine Verletzung der Neutralität Dänemarks gelten. Selbst England und Preussen, welche die Bedrängnis Schwedens sehr ungerne sahen und erklärten, sie würden eine Vernichtung des letzteren Staates nicht zugeben, scheinen anfangs solche Auffassung gehabt zu haben. Am 13. (24.) August erklärte der englische Gesandte in Kopenhagen, Elliot, dem Grafen Bernstorff, England billige die Handlungsweise des dänischen Hofes, der seinen gegenüber der Kaiserin eingegangenen Verbindlichkeiten nachzukommen suche, werde aber nicht gleichgültig bleiben, falls Dänemark mehr Truppen gegen Schweden ausrüste, als vertragsmässig von Russland für diesen Fall ausbedungen sei. Eine ähnliche Erklärung gab der preussische Gesandte ab. So glaubte denn Dänemark nicht aus seiner Neutralität hervorzutreten, indem es zum Kriege gegen Schweden rüstete. Man beabsichtigte dänischerseits einen Angriff auf Gothenburg und Karlskrona. Man traf Maassregeln, den Feldzug auch im Winter fortsetzen zu können. Vergebens sandte Gustav III. den Grafen Wachtmeister nach Kopenhagen, um die dänische Regierung zu ersuchen, zwischen Schweden und Russland zu vermitteln; vergebens bemühte sich Elliot, der dänischen Regierung begreiflich zu machen, dass eine gewissenhafte Erfüllung des Vertrages von 1773 im Grunde gar nicht dem Interesse Dänemarks entspreche — das dänische Geschwader mit den 12,000 Mann Hülfsstruppen schickte sich an abzusegeln.

In aller Eile ergriff man in Schweden allerlei Maassregeln, zur Vertheidigung der Küsten und der Grenze. Gustaf bot die Dalekarlier auf, organisirte die Milizen, suchte mit patriotischen Reden die Bevölkerung zu begeistern.

Als Hauptbefehlshaber der dänischen Truppen reiste Prinz Karl von Hessen mit denselben nach Norwegen ab. Das Geschwader segelte unter russischer Flagge. Die dänischen Truppen überschritten

*) Posselt, Geschichte Gustaf's III. Karlsruhe 1792.

***) Aus dem Tagebuche des Geheimschreibers der Kaiserin.

die Grenze, und noch immer wusste man nicht, ob es ein Krieg mit Dänemark sei oder nicht. Von der Unklarheit der Vorstellungen in diesem Punkt zeugt Folgendes. Als die Dänen sich dem schwedischen Städtchen Strömstadt näherten, fragte der in der Nähe dieses Ortes mit einer Abtheilung schwedischer Truppen postirte schwedische Oberst Trauefeldt, welches die Absichten des dänischen Feldherrn seien. Der Prinz von Hessen liess hierauf entgegnen, der König von Dänemark denke nicht daran, gegen Schweden Krieg zu führen, es seien die Truppen, welche er, der Prinz von Hessen befehlige, lediglich Hülfsruppen, welche Dänemark der Kaiserin von Russland vertragsmässig zur Verfügung gestellt habe, diese Truppen, würden nöthigenfalls feindlich verfahren. Der Oberst Trauefeldt drückte sein Bedauern über die Sachlage und die Hoffnung aus, dass beide Völker, Dänen und Schweden, miteinander in Frieden verbleiben möchten.

Ein solcher Kriegszustand war in der That höchst seltsam. Dänemark und Schweden hielten den Frieden als nicht gebrochen, obgleich dänische Truppen in Schweden Eroberungen zu machen sich anschickten. Es entsprach einer so wunderlichen Verwirrung der Begriffe, dass der Prinz von Hessen sich hierauf noch berechtigt halten konnte, den Obersten Trauefeldt einzuladen, bei ihm zu speisen, was dieser allerdings ablehnte. Eine solche Courtoisie hielt den dänischen Feldherrn nicht ab, schon anderen Tages Strömstadt nach einem unbedeutenden Gefechte, bei welchem nach schwedischer Version 200, nach dänischer nur 21 dänische Soldaten getödtet und verwundet wurden, einzunehmen. Hierauf besetzten die Dänen noch die Städte Uddewolla und Wenersborg, wo sie bedeutende Vorräthe erbeuteten. Bereits schickte sich der Prinz von Hessen an, Gothenburg zu belagern; als es Gustaf gelang, einerseits durch Volksbewaffnung und geschickte Operationen diese Stadt in guten Vertheidigungszustand zu setzen, andererseits die Intervention Preussens und Englands zu Gunsten Schwedens in Anspruch zu nehmen. Der Volkshass in Schweden gegen die Dänen entzündete sich. Mit grosser Virtuosität setzte man allerlei den Dänen nachtheilige Gerüchte in Umlauf. Bald hiess es, die dänischen Truppen hätten sich furchtbare Räubereien zu Schulden kommen lassen, obgleich sie in der That eine musterhafte Mannszucht beobachtet hatten; bald erregte man die leidenschaftlichste Entrüstung dadurch, dass man chirurgische Instrumente, welche die Schweden von den Dänen erbeutet hatten,

als Folterwerkzeuge bezeichnete, welche von den Dänen für die Schweden bestimmt worden seien.*)

So steigerte sich die Spannung mehr und mehr. Es fragte sich, wie lange noch die Fiction von einem zwischen Schweden und Dänemark bestehenden Frieden aufrecht erhalten werden konnte.

Der englische Gesandte Elliot verfügte sich nach Schweden, traf den König Gustaf III. in Karlstadt und trug ihm die guten Dienste Englands an, um Schweden mit Dänemark zu versöhnen. Er behauptete, der Prinz von Hessen habe die ihm von der dänischen Regierung gegebenen Instructionen überschritten, sei mit seinen Truppen zu weit vorgerückt, und führte aus, dass England und Preussen nicht mehr in der Lage seien, die Truppen des Prinzen von Hessen als nicht-dänische, sondern als russische anzusehen. Der Gesandte drohte, wenn nicht sogleich alle Feindseligkeiten eingestellt würden, mit einem Angriff Preussens und Englands auf Dänemark.

Die Einnahme von Gothenburg wäre für Dänemark ein ausserordentlich grosser Gewinn gewesen. Ohne die Intervention des englischen Gesandten wäre der Platz vielleicht gefallen. Unter diesen Umständen aber konnte der Prinz von Hessen nicht umhin, einen vorläufigen Waffenstillstand auf 8 Tage abzuschliessen. Bei allen Unterhandlungen, die gepflogen wurden, bestand der Prinz auf der sophistischen Auslegung, dass er nicht im Namen des Königs von Dänemark, welcher niemals an einen Krieg mit Schweden gedacht habe, unterhandle, sondern nur als Befehlshaber der von Dänemark an Russland überlassenen Hülfsstruppen. Alle Gegenvorstellungen blieben vergebens. Die Fiction sollte fort dauern.

Wie wenig stichhaltig im Grunde diese Auffassung war, kann man daraus ersehen, dass Dänemark gerade in dieser Zeit sich die Bedrängniss Schwedens zu Nutze machen und die Provinz Schonen erwerben wollte, dass die Schweden dänische Proviantschiffe kaperten, dass die schwedischen Pfarrer die Instruction erhielten, in ihren Predigten die Bevölkerung zum Kampfe gegen Dänemark aufzustacheln, dass die Dänen eine beträchtliche Geldsumme, welche von Preussen aus über Dänemark nach Schweden geschickt wurde, mit Beschlagnahme belegten u. dgl. m. Beiderseits wurden Klagen geführt über Verletzung des Waffenstillstandes. Die wesentlichste

*) Ueber diese Ereignisse s. die Denkwürdigkeiten des Prinzen Karl von Hessen über den Feldzug gegen Schweden im Jahre 1788. Flensburg, Schleswig und Leipzig 1789. Schantz, Historia öfver kriget emellan Sverige och Ryssland etc. Stockholm 1819. I. 64—70 und die russ. St. Petersburgs Ztg. jener Tage.

Meinungsdifferenz aber betraf die Eigenschaft der dänischen Truppen, welche in den von Elliot redigirten Entwürfen zu Waffenstillstandsverträgen schlechtweg als „die Truppen und die Flotte Sr. Maj. des Königs von Dänemark“ bezeichnet wurden, wogegen der Prinz stets lebhaft protestirte.*)

So viel indessen hatte die Intervention Elliot's erreicht, dass der dänische Feldzug nicht wieder aufgenommen wurde. Von Zeit zu Zeit wurden die vom Prinzen von Hessen zugestandenen Waffenstillstände verlängert. „Wir sind die Dänen los,“ schrieb König Gustaf am 4. December 1788 an seinen Freund, den Grafen Stedingk, nach Finnland, „wir sind die Dänen los, und der ganze Angriff derselben hat nur dazu gedient, das Nationalgefühl zu wecken und ein mir ergebenes Heer in Schweden auf die Beine zu bringen.“**)

Katharina war in hohem Grade unzufrieden mit Dänemark. Das heroische Auftreten Gustafs in Gothenburg brachte sie um die Vortheile, welche die Verschwörung der finnischen Offiziere Russland bot. Der zwischen dem Prinzen von Hessen und Schweden abgeschlossene Waffenstillstand erschien ihr als ein Bruch des Allianzvertrages. Mit Entrüstung sagte sie: „Niemals thun wir dergleichen ohne Einwilligung von Seiten unserer Bundesgenossen.“ Sogleich befahl sie, einen Courier mit der Aufforderung nach Kopenhagen zu senden, die Dänen sollten sofort gegen Gothenburg marschiren. Dem preussischen Hofe liess sie sagen, ein Angriff auf Dänemark werde einer Kriegserklärung an Russland gleichgeachtet werden. Sie klagte über den Grafen Bernstorff, er sei ein Knecht-Albions, und über den Prinzen von Hessen, er sei so nachgiebig, weil er seine Tochter an den dänischen Kronprinzen zu verheirathen wünsche und dieser ein Bewunderer Englands sei. In einem Handschreiben an den Vicekanzler Ostermann, beklagte sich Katharina darüber, dass Dänemark, statt als kriegführende Macht aufzutreten, stets nur von den Hülfsstruppen gesprochen, dass es die Intervention der andern Mächte zugegeben und einen Waffenstillstand abgeschlossen habe; eine solche Handlungsweise beraube Russland jeder Hoffnung auf die dänische Allianz.***)

*) Sämmtliche Entwürfe von Actenstücken mit Verbesserungen im Laufe der Verhandlungen s. in den Denkwürdigkeiten des Prinzen Karl von Hessen.

**) Mémoires posthumes du comte de Stedingk. I. 138.

***)-Aus dem Tagebuche des Geheimschreibers der Kaiserin.

Katharina suchte noch direct auf die leitenden Persönlichkeiten in Dänemark zu wirken. Sie schrieb an den König von Dänemark, an den Kronprinzen, an den Prinzen Karl von Hessen. Ein ausserordentlicher Bevollmächtigter, Numsen, ward an den dänischen Hof abgesandt, „um die Dänen auf Schweden zu hetzen.“ Er erhielt Instructionen: er solle besonders auf die dem Kronprinzen nahe stehenden Personen zu wirken suchen. Der Geheimschreiber der Kaiserin, welchem diese die eben erwähnten Handschreiben vorlas, bemerkt in seinen Aufzeichnungen, es seien „starke“ Aeusserungen darin vorgekommen.

Es war Alles vergebens, Dänemark blieb neutral. Von dieser Seite hatte Russland keine Hülfe zu hoffen.

Betrachten wir nun diese Neutralität Dänemarks, so erscheint sie in Widerspruch mit den heutzutage geltenden, dem modernen Rechtsbewusstsein entsprechenden Normen des Völkerrechts. Es dürfte heutzutage unmöglich sein, sich für neutral zu halten und gleichzeitig ein Kriegsgeschwader von 6 Linienschiffen und eine Armee von 12,000 Mann gegen einen Nachbar zu senden. Mit Heeresmacht in benachbartes Gebiet einzufallen, die dort postirten Truppen anzugreifen, mehrere Städte im fremden Lande zu besetzen, Contributionen zu erheben — und dabei zu erklären, dass man nicht als kriegführende Macht auftrete: eine solche Handlungsweise liesse sich heutzutage nicht denken. Solche Theorien waren noch vor einem Jahrhundert möglich. In der Praxis wurde auch damals schon dagegen protestirt. Sowohl Schweden als England, als auch die Kaiserin von Russland tadelten die subtile Unterscheidung zwischen einem eigentlichen Kriegszustande und einer „Diversion mit vertragsmässig überlassenen Hülfsstruppen.“ Das moderne Rechtsbewusstsein verlangt von den neutralen Mächten eine unvergleichlich strictere Beobachtung der Neutralität. Die Gewissen sind auch in dieser Beziehung zarter geworden.

Die Rechte und Pflichten der Neutralen sind eines der neuesten und wichtigsten Capitel des Völkerrechts. Jeder Congress, jeder Friedensschluss, jeder Krieg während der letzten Jahrzehnte hat die Theorie von den Rechten und Pflichten der Neutralen fortentwickeln helfen.

Betrachten wir im Hinblick auf die oben mitgetheilten Ereignisse aus dem vorigen Jahrhundert einige Sätze und Regeln aus dem „modernen Kriegsrecht der civilisirten Staaten“ als Rechtsbuch dar-

gestellt von Bluntschli (Nördlingen 1866), so finden wir unter Anderem Folgendes:

§ 225. „Neutral heissen die Staaten, welche weder Kriegspartei sind, noch zu Gunsten oder zum Nachtheil einer Kriegspartei an der Kriegführung Theil nehmen.“

Dagegen heisst es allerdings im Widerspruche mit dem Vorstehenden in § 227: „Es giebt eine vollständige und eine theilweise oder beschränkte Neutralität, indem ein Staat einer Kriegspartei vertragsmässig zu einer beschränkten Hülfe verpflichtet sein und diese Pflicht erfüllen kann, ohne im Uebrigen sich an dem Kriege zu betheiligen.“

Dieses sowie der folgende § liessen sich allenfalls zu Gunsten Dänemarks in dem oberwähnten Falle anführen. Es heisst im § 233: „Sogar wenn ein Bundesgenosse zur Unterstützung einer Kriegspartei verpflichtet ist, aber sich jeder Theilnahme an dem Kriege enthält und diesen Willen der Gegenpartei ankündigt, so hat er einen Rechtsanspruch darauf, von derselben als neutraler Staat geachtet zu werden.“ Aber auch diese Bestimmung ist völlig unhaltbar, wenn man sie mit § 225 zusammenhält, so wie auch mit §§ 238 und 239, wo es heisst: „Da die thatsächliche Nichtbetheiligung am Kriege die natürliche Voraussetzung der Neutralität ist, so ist der neutrale Staat, wenn er seine Neutralität wahren will, verpflichtet, sich jeder thatsächlichen Unterstützung einer Kriegspartei zu Kriegszwecken zu enthalten.“ „Insbesondere darf der neutrale Staat nicht einer Kriegspartei Truppen liefern, noch Subsidien bezahlen, noch Kriegsschiffe zur Verfügung stellen.“ Diese §§ werden einige Zeilen weiter durch den folgenden wiederum einigermaassen auf den besprochenen Fall anzuwendenden § 241 aufgehoben: „Wenn ein Staat durch frühere Verträge, welche nicht in der Voraussicht des eingetretenen Krieges zum Behuf der Unterstützung einer Kriegspartei abgeschlossen worden sind, verpflichtet war, dem Staate, der nun Kriegspartei geworden ist, Truppen zu stellen, so wird die Anwesenheit dieser Truppen in Feindesland, und selbst die Theilnahme derselben am Kriege nicht als Verletzung der Neutralität jenes Staates betrachtet, wenn im Uebrigen die friedliche Gesinnung des letzteren unzweifelhaft ist und er sich streng innerhalb der Schranken seiner vertragsmässigen Verpflichtung hält. Die gelieferten Truppen sind feindliche Personen, aber der Staat, der sie nicht für diesen Krieg geliefert hat, ist nicht zum Feind geworden durch Ausbruch des Krieges.“

Man sieht, besonders wenn man sich solcher concreter Fälle wie dar oben mitgetheilte erinnert, wie schwer eine Codification des Völkerrechts ist. Der von Bluntschli unternommene Versuch ist dankenswerth. Der letzte Krieg ist geeignet, auch in solche Fragen grössere Klarheit zu bringen.

Im Verlaufe desselben Krieges, von dem die vorhergehenden Mittheilungen handeln, ereignete sich in Kopenhagen eine Episode, welche auf das ganze Verhältniss der betreffenden Cabinetes und Völker ein eigenthümliches Schlaglicht wirft, und daher hier noch ihren Platz finden möge.

Ein russisches Geschwader von mehreren Linienschiffen und einigen Fregatten hatte während des Sommers 1788 in den Gewässern der Ostsee gekreuzt, den Schweden vielfachen Schaden zugefügt, einige Küstenplätze beschossen und sogar Gothenburg bedroht. Dieses Geschwader, unter der Führung des Vice-Admirals Desin, war nun im Spätjahr 1788 in einiger Gefahr, von der winterlichen Jahreszeit auf dem Meere überrascht zu werden. Es waren lange Zeit hindurch gar keine Nachrichten über dasselbe nach Petersburg gekommen. Man erfuhr, dass an den Küsten viel Schnee und Eis sich gezeigt habe. „Mir liegt ein Stein auf dem Herzen,“ sagte die Kaiserin, „die 11 Schiffe werden verloren gehen. Der Einfaltspinsel Desin wird die Zeit verschlafen.“ So sprach sie in den letzten Tagen des December. Da erhielt man endlich am 31. December die Nachricht, die ganze Escadre sei wohlbehalten in den Hafen von Kopenhagen eingelaufen.

Die dänische Regierung hielt es nicht für eine Verletzung der Neutralität, den russischen Kriegsschiffen den Aufenthalt in dem Hafen der dänischen Hauptstadt zu gestatten. Dagegen sprach man davon, die schwedische Regierung sei über diesen Umstand aufgebracht.

Zwei Aeusserungen von Staatsmännern darüber, dass Gustaf III. einen furchtbaren Streich gegen das im Hafen von Kopenhagen überwinterte russische Geschwader vorbereite, werden berichtet. Der französische Gesandte am russischen Hofe, Ségur, erzählt in seinen Memoiren, der Minister in Frankreich, Graf Montmorin, habe bereits

im December 1788 geäussert, Gustaf grolle den Dänen so sehr, dass er den Plan habe, die dänische Flotte zugleich mit dem russischen Geschwader im Hafen von Kopenhagen zu verbrennen. Dieselbe Aeussderung soll, dem Tagebuche des Geheimschreibers der Kaiserin Katharina (vom 24. Dec. 1788) zufolge, der russische Gesandte am französischen Hofe, Simolin, gethan haben. Es ist natürlich schwer zu ermessen, welchen Werth solche leicht hingeworfene Aeussertungen haben.

Wenige Wochen später ward in der That folgender Anschlag entdeckt. Ein gewisser Benzelstjerna, welcher sich bereits längere Zeit in Kopenhagen aufhielt, hatte ein englisches mit leicht entzündlichen Stoffen — Pech, Pulver, Rum u. dgl. — beladenes Schiff für die Summe von 1200 Thalern gekauft und mit dem Führer des Schiffes, einem Schotten, O'Brien, die Verabredung getroffen, das Fahrzeug als Brander zu gebrauchen, um das russische Geschwader zu verbrennen. Für jedes in Flammen aufgehende russische Schiff hatte Benzelstjerna dem O'Brien die Summe von 5000 Thalern versprochen.

Die Polizei in Kopenhagen hatte von diesem Vorhaben Kunde erlangt und suchte sich der Personen der Schuldigen zu bemächtigen. Zuerst wurde O'Brien verhaftet. Den Hauptansteller des Attentats suchte man lange Zeit und entdeckte endlich, dass Benzelstjerna sich in dem Hause des schwedischen Gesandten, Albedyl, aufhielt, wo er das Asylrecht in Anspruch zu nehmen hoffte. Man erzählte sich sogar, dass der schwedische Gesandte dem Verbrecher offenbar seinen Schutz angedeihen lasse und demselben zur Flucht zu verhelfen wünsche. Hierauf wurden sehr umfassende Maassregeln zur Ergreifung Benzelstjerna's genommen, das Haus des schwedischen Gesandten mit Wachen umzingelt und auf diese Weise die Verhaftung des Schuldigen erzwungen. Bei dieser Gelegenheit wallte die Bevölkerung von Kopenhagen leidenschaftlich auf. Eine dichte Menschenmasse umringte das Haus des schwedischen Gesandten. Man wollte nicht blos Benzelstjerna zerreißen, sondern auch Albedyl. Ein Zeitgenosse versichert, der russische Gesandte in Kopenhagen, Baron Krüdener, habe sich mitten im dichtesten Gewühl bei dem schwedischen Gesandtschaftshotel befunden, und zwar als Matrose verkleidet. Gleich darauf reiste Albedyl nach Schweden ab.

Es begann der Prozess der Angeklagten. Eine Confrontation zwischen O'Brien und Benzelstjerna ergab mancherlei Enthüllungen. Es wurden noch mehrere Personen verhaftet. Die ganze Stadt kam

in Aufregung. Man erzählte sich alle Einzelheiten der Verhaftung Benzelstjerna's, zu welcher man erst nach vorgängiger Berathung des dänischen Ministers, Grafen Bernstorff, mit mehreren Vertretern des diplomatischen Corps zu schreiten sich entschlossen hatte. Es war eine ausserordentliche Gerichtscommission ernannt worden. Die Prozessacten sind nicht bekannt geworden. Es verbreitete sich das Gerücht, man habe die ganze Stadt Kopenhagen in Brand stecken wollen. Bei mehreren Personen soll man leicht endzündliche Stoffe gefunden haben. Auf einem Trockenboden sollen Lunten und Raketen gefunden worden sein. Der Geheimschreiber der Kaiserin Katharina sagt ferner, es habe sich auch um „einen Anschlag auf die Person Ihrer Majestät“ gehandelt, aber die Kaiserin habe ihm gegenüber nicht damit herausrücken wollen.

Der König von Schweden erschien bei dem ganzen Handel ein wenig compromittirt. Wohl liess er nach Kopenhagen melden, dass er mit äusserster Entrüstung von diesem Attentat vernommen habe; in Schweden selbst aber, wo der König soeben durch einen Staatsstreich auf dem Reichstage den Unwillen des Adels in noch erhöhterem Maasse als bisher erregt hatte, ward das Gerücht verbreitet und geglaubt, dass Gustaf III. selbst dem Unternehmen Benzelstjerna's nicht ganz fremd geblieben sei. Aus Kopenhagen ward damals nach Stockholm geschrieben: „Nicht uns allein, sondern ganz Europa gebührt es, zu Gerichte zu sitzen über diese Angelegenheit und die Uebelthäter. Durch dieses Unternehmen sind nicht blos die Regeln der Gastfreundschaft verletzt worden, sondern auch die Gesetze des Völkerrechts. Die Stadt Kopenhagen befand sich in der grössten Gefahr. Es giebt Verbrechen, welche alles Maass übersteigen, und für welche es kein Strafgesetz giebt. Thaten, welche die ganze Menschheit empören, sollte man lieber mit dem Schleier des Geheimnisses zudecken. Wenn es sich aber um das Leben vieler Tausende handelt, darf von keiner Milde die Rede sein.“ Man versicherte, als verschiedene Gerüchte über die Ergebnisse der mit den Verhafteten angestellten Verhöre sich verbreiteten, „Europa werde als den Hauptanstifter des Verbrechens nicht Benzelstjerna, sondern eine noch viel ränkevollere Person kennen lernen.“ Man machte darauf aufmerksam, dass die Verbrennung der russischen Flotte in dem Hafen von Kopenhagen gerade zu der Zeit stattfinden sollte, als der Hader des Königs von Schweden mit dem Adel seinen Höhepunkt in der Verhaftung einiger Edelleute erreicht hatte.

So viel uns bekannt ist, ergaben sich übrigens keine besonderen Indicien gegen Gustaf III. Wir finden in den zeitgenössischen Aufzeichnungen die Angabe, dass Benzeltstjerna in den Verhören erklärt habe; nur die Vaterlandsliebe habe ihn zu einem solchem Vorhaben bestimmt: er habe zur Ausführung desselben lediglich seine eigenen Geldmittel verwendet. Man hielt den Verbrecher für einen ausserordentlich begabten Menschen, bei dem indessen „die Vaterlandsliebe in Laster ausgeartet war.“ Man sagte: die Haltung Dänemarks, welches den entschiedenen Forderungen Schwedens in Betreff der zu beobachtenden Neutralität lange Zeit auszuweichen suchte, habe dem fanatischen Verbrecher den Gedanken zu einer solchem That eingegeben. Mancherlei Angaben finden sich in den Tagesblättern jener Zeit über das Verhalten der Verhafteten während des Prozesses, über ihr körperliches Befinden u. s. f. Von dem Gerichtsverfahren selbst bemerkt ein Zeitgenosse, d'Aguila, dessen Lebensbeschreibung des Königs Gustaf durchaus zu Gunsten des letzteren geschrieben ist, es sei mit einem undurchdringlichen Dunkel bedeckt. Man erfuhr allerdings nicht sehr viel von den Ergebnissen der Untersuchung. Beachtenswerth ist der Umstand, dass die Experten, welche zu Rathe gezogen worden, erklärt haben sollen, das Fahrzeug, welches als Brander hatte dienen sollen, sei für diesen Zweck gar nicht tauglich gewesen; d'Aguila bemerkt ferner, der schwedische Gesandte habe, als er dem von der Polizei verfolgten Benzeltstjerna seinen Schutz angedeihen liess, nichts von dessen Vergehen gewusst; auch habe Gustaf ausdrücklich die Hoffnung ausgesprochen, dass alle Einzelheiten des Attentats durch den Prozess an's Licht kommen möchten. Erst im December des Jahres 1789 wurden Benzeltstjerna und O'Brien verurtheilt, und zwar zum Tode. Im Januar 1790 soll Katharina den König von Dänemark um eine Milderung der Strafe ersucht haben. Am 17. März erfolgte die Entscheidung: die Strafe wurde in lebenslängliche Haft umgewandelt.

So viel ist uns über diesen Vorfall bekannt. Er verdient es, seine Stelle in den Annalen der Criminaljustiz zu finden. In den dänischen Archiven und vielleicht auch in den schwedischen wäre der Aufschluss über die historisch wichtige Frage zu finden, ob und in wie weit die schwedische Regierung von dem verbrecherischen Vorhaben unterrichtet war. Es ist seltsam, dass vor wenigen Jahren noch ein schwedischer Historiker, Gyllengranat, in seiner Geschichte der schwedischen Flotte den ganzen Fall als ein von leidenschaftlichen Parteyen erfundenes Gerücht bezeichnet hat, als eine Intrigue,

welche den Zweck gehabt habe, den Hass zwischen Dänen und Schweden zu schüren, und welche aus denselben Quellen stamme, welche die finnischen Offiziere zur Rebellion gegen den König Gustav veranlasst hatten. Er behauptet ferner, es sei überhaupt unmöglich, mit einem solchen Brander eine Flotte anzünden zu wollen. Von einem Antheil der schwedischen Regierung an dem Unternehmen will er vollends nichts wissen.

A. Brückner.

Gustaf Adolf. Von G. Droysen. Zweiter Band.

(Leipzig, Verlag von Veit & Comp. 1870. 666 S.)

Mit dem vor mehreren Monaten erschienenen zweiten Bande von des jüngeren Droysen Werke über Gustaf Adolf schliesst eine Arbeit ab, welche eine wesentliche Lücke in der deutschen Geschichtsliteratur ausfüllt und zu den Zierden derselben zählt. Wir haben bereits in einem früheren Hefte der „Balt. Monatsschr.“ bei Gelegenheit des Erscheinens des ersten Bandes auf die Bedeutung dieser Studien aufmerksam gemacht, welche einen so überaus wichtigen allgemein-europäischen Stoff der neueren Geschichte zum Gegenstande haben. Führte uns der erste Band bis zur Geschichte der Intervention Gustaf Adolfs in den deutschen Angelegenheiten, so behandelt der zweite eben diesen unleugbar anziehendsten Abschnitt der Geschichte des dreissigjährigen Krieges. Wir verfolgen hier die glänzendste Phase der Heldenlaufbahn des schwedischen Königs, mit welcher die Geschehnisse Deutschlands so innig verflochten waren. Die Bedeutung Gustaf Adolfs für den ganzen Welttheil tritt uns hier mehr noch als in dem ersten Theile entgegen. Mit noch grösseren Zahlen wird hier gerechnet als bis zum Jahre 1630; ein noch höheres Spiel wird gewagt, gewonnen und verloren; noch drastischere Vorgänge, noch wirkungsreichere Peripetieen fesseln unser Interesse; hier haben wir es mit der eigentlichen Weltbühne zu thun.

G. Droysen ist in seinem Stoffe seit längerer Zeit bereits völlig zu Hause. Bereits früher hat er gerade über diesen Abschnitt der deutschen Geschichte Specialstudien gemacht und u. A. über das Schicksal Magdeburgs in den „Forschungen für deutsche Geschichte“ über die archivalische Ueberlieferung in Betreff der Schlacht bei Breitenfeld im „Archiv für sächsische Geschichte“ monographische

Arbeiten veröffentlicht. Auch nachdem er jetzt seinen zweiten Band des „Gustaf Adolf“ herausgegeben, gedenkt er einzelne Fragen, wie die Brochürenliteratur in Betreff der Schlacht bei Breitenfeld (Droysen kennt gegen 80 derartige Flugschriften), über die Katastrophe Magdeburgs, über eine bald nach Gustaf Adolfs Landung in Deutschland gegen sein Leben angezettelte Verschwörung u. dgl. monographisch zu bearbeiten. Die reichen Schätze archivalischer Materialien, über welche er verfügt, werden nicht sobald erschöpft sein. Seine Forschungen namentlich in den Archiven zu Dresden und München sind für den zu behandelnden Stoff von entscheidender Wichtigkeit gewesen. Unvergleichlich vollständiger als bisher tritt uns hier das Bild jener welthistorischen oft erzählten Vorgänge entgegen. Wenn auch bereits früher in Werken der allgemeinen Geschichte, u. A. in Raumers Geschichte Europas, seit dem Ende des fünfzehnten Jahrhunderts viel Material über die Geschichte des Krieges zusammengetragen worden war, wenn es auch selbst Einzeldarstellungen dieses Gegenstandes gegeben hatte, wie z. B. diejenigen Mabold's, Söltl's, Barthold's u. A., so werden doch durch die neueren Forschungen, deren Ergebnisse uns in Werken wie Ranke's „Wallenstein“ oder Droysen's „Gustaf Adolf“ geboten werden, sehr wesentliche Lücken ergänzt, viele Räthsel gelöst. Es ist, wie wenn der Physiolog mit einem sehr wesentlich verbesserten Mikroskop zu arbeiten anfängt. Man gewinnt neue Gesichtspunkte; man erkennt die einzelnen That-sachen viel genauer als bisher; man fühlt sich bei Beurtheilung des Zusammenhanges der Ereignisse sicherer.

Es ist in dieser Beziehung der Mühe werth, genauer zuzusehen, von welcher Wichtigkeit das Material ist, mit welchem Droysen arbeitete. Aus dem dresdener Archiv konnte er u. A. für die Geschichte der diplomatischen Beziehungen zwischen dem Kurfürsten Johann Georg und Gustaf Adolf manche wichtige Correspondenzen benutzen, lernte er viele wichtige Einzelheiten über den Fall Magdeburgs kennen, erfuhr er mancherlei über die Wirkung der ersten Siege Gustaf Adolfs auf die öffentliche Meinung in Deutschland u. s. f. Von vielleicht noch grösserem Gewinne waren die in dem münchener Archiv angestellten Forschungen, welche u. A. die Möglichkeit boten, aus Tilly's und Pappenheim's Briefen Einzelheiten sowohl über die militärischen Operationen als auch über die politische Lage kennen zu lernen, den Gang der Verhandlungen zwischen Gustaf Adolf und Wallenstein vor des letzteren Wiedereintritt in den Dienst des Kaisers zu verfolgen, die Geschichte der

Sprengung der Liga, der diplomatischen Beziehungen Maximilian's von Baiern mit Frankreich und Gustaf Adolf zu erforschen. — Besonders anziehend war für den Verfasser die Lectüre der Briefe Pappenheim's, welche er als sehr geistreiche und belehrende „Essais“ über die politische Situation, über Heereseinrichtungen, Kriegführung etc. bezeichnet. Die sehr geringen Verdienste Tilly's, seine Unentschlossenheit und Schwäche, seine Unfähigkeit, den Sieg über Magdeburg auszunutzen, seine greisenhafte Unlust zum Handeln — alles dieses wird durch die von dem Verfasser ausgebeuteten Materialien in das rechte Licht gestellt, während wir zu gleicher Zeit erfahren, wie thatkräftig und frisch in der Kriegführung, wie scharf und sicher im Urtheil über Menschen und Verhältnisse Pappenheim war. — Eine zweite sehr wichtige Gruppe von Materialien, über welche der Verfasser in noch grösserer Menge verfügte als bei der Abfassung des ersten Bandes, ist die Brochürenliteratur. Wir staunen über den Sammlerfleiss des Verfassers sowohl, als auch über den Reichthum der Bibliotheken, welche so viel lose Druck- und Flugschriften, flugschriftlich gedruckte Schlachtberichte, Manifeste, Actenstücke, Satyren und Pamphlete über die Ereignisse dieser Zeit haben zusammentragen können. Hier tritt uns die Publicistik jener Zeit entgegen, die geistige Atmosphäre, das öffentliche Urtheil, die verschiedenen Nüancen der allgemeinen Meinung, die Friction der verschiedenen Interessen, der Kampf der Parteien. Ueber die Geschichte der Hanseaten, die Katastrophe Magdeburgs, die Unterhandlungen zwischen dem König von Schweden und den Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg, über die Kläglichkeit der deutschen Verhältnisse, z. B. bei Gelegenheit des leipziger Convents, über den Hass zwischen den Schweden und den Kaiserlichen, über die Stimmungen zu Gunsten des Kaisers Ferdinand oder des Königs Gustaf Adolf, oder der Neutralität, über den Jubel bei Gelegenheit der Siege der Schweden in Mittel- und Süddeutschland bietet die zahllose Menge von Brochüren viel Aufklärung. — Nehmen wir endlich hinzu, dass dem Verfasser ausser holländischen und dänischen Quellen, welche er benutzte, die Schätze der schwedischen Geschichtsliteratur, welche selbstverständlich seit langer Zeit diesen glorreichen Ereignissen viel Aufmerksamkeit schenkte, zur Verfügung standen; so können wir allein aus diesen Angaben über den Rohstoff zu dem Buche Droysens auf dessen Bedeutung schliessen. Wie wir bereits in der Anzeige über den ersten Band dieses Werkes äusserten, ist der Verfasser, ein Schüler seines Vaters, Joh. Gustaf Droysen's, und Georg Waitz', nicht

blos ein fleissiger Sammler und in der Technik der Kritik geübter Forscher, sondern auch ein geschmackvoller Schriftsteller. Er wendet sich mit seinem Werke nicht blos an die Gunst der Historiker, es kommt einem weiten Leserkreise zu gute. Der Stoff ist übersichtlich gruppirt, das Ganze sorgfältig gekleidet; man ist bei dem vielen Detail, das uns geboten wird, doch stets klar über den Zusammenhang der Thatsachen. Die reich gespendeten Citate bieten dem Kundigen Gelegenheit, einen tiefen Einblick zu thun in die Werkstätte des Verfassers.

Schon in dem Vorworte zum ersten Theile hob Droysen hervor, dass Gustaf Adolf nicht als Glaubensheld aufgefasst werden dürfe, dass er sich nicht so sehr von religiösen als von weltlichen Interessen zu seinen Handlungen bestimmen liess, dass namentlich seine Intervention in die deutschen Angelegenheiten motivirt war durch die politische Situation und nicht durch kirchliche Gegensätze. Dieser Gesichtspunkt kommt denn in dem zweiten Bände wiederholt zur Erörterung. Der Verfasser gelangt mit grösster Klarheit zu dem Ergebniss, das die Frage von der Ostseeherrschaft, von dem *Dominium maris Balthici* Gustaf Adolf veranlasst habe, aggressiv in deutschen Landen aufzutreten. Es galt dem Hause Oesterreich, welches danach trachtete, „die allgemeine Monarchie über die ganze Welt“ zu erlangen, entgegenzutreten. Um die baltische Frage drehen sich die Verhandlungen mit dem Kaiser im Jahre 1629, von der baltischen Frage ist die Rede in den diplomatischen Correspondenzen mit Holland, um die baltische Frage handelt es sich bei den Besprechungen des Reichsrathes, welcher den Beschluss zum Kriege fasste. Dass der Feind sich eine Flotte schaffen, sich der See bemächtigen, den schwedischen Handel hindern, die Communication mit Preussen und Livland erschweren werde, galt mehr, als die katholische Reaction in Deutschland. Nur insofern die Gefahr nahe lag, dass die Papisten und Kaiserlichen, nachdem Deutschland abgethan sein werde, sich gegen andere Reiche wenden würden, war es für Gustaf Adolf Pflicht, zu den Waffen zu greifen. Nicht um Deutschland zu erretten, sondern um Schweden zu beschützen zieht er in den Krieg. Die Inschrift auf damals geprägten Thalerstücken „*Oceani et Maris Balthici Admiralius*“ war das Programm Gustaf Adolf's. Dass gelegentlich in Briefen, Manifesten und Reden auch der Religion, des Protestantismus erwähnt wird, widerspricht dieser Auffassung Droysen's nicht. Als Gustaf Adolf in Deutschland eintraf, hat er wohl die religiösen Motive hervorgekehrt, aber sein

Krieg war darum doch kein Religionskrieg. Er hat nie Bekehrungsversuche gemacht; selbst der Papst hat die Bemerkung gemacht, die Religion sei dabei ausser Spiele; es sei keine eigentliche Gefahr für die Katholischen; Gustaf Adolf schütze jeden bei seiner Religion; der Papst hielt nach der Schlacht bei Lützen eine Trauermesse für Gustaf Adolf. Ueber die Absichten des Königs hat sein grosser Kanzler Axel Oxenstjerna sich so deutlich wie möglich ausgesprochen, indem er lange nach Gustaf Adolf's Tode an Bengt Oxenstjerna sagte: „König Gustaf Adolf wollte die Ostseeküste haben, sein Gedanke ging darauf, demnächst Kaiser von Scandinavien zu werden, und dieses Reich sollte Schweden, Norwegen, Dänemark bis zum grossen Belt und die Ostseeländer umfassen. Zu diesem Zwecke schloss er zuerst mit Dänemark einen Frieden, so günstig, wie man ihn damals nur zu erhalten vermochte, und darauf wegen der Ostseeküste mit Russland. Den Polen nahm er die Küste und die Flussmündungen durch die einträglichen Zölle. Dann griff er den römischen Kaiser an und forderte als Kriegsentschädigung von den protestantischen Fürsten, denen dafür katholische Gebiete gegeben werden sollten, Pommern und Mecklenburg. Auch Dänemark sollte bis zum grossen Belt verkleinert und Norwegen unser werden. So wollte dieser grosse König ein unabhängiges Reich gründen. Dass er aber, wie die Rede geht, deutscher Kaiser werden wollte, ist nicht wahr.“

So in seinen einzelnen Theilen scharf und bestimmt mag denn doch Gustaf Adolf's Programm nicht gewesen sein, aber dass Schweden bereits vor Gustaf Adolf die Tendenz hatte zur Gründung eines allgemein-baltischen Reiches wissen wir aus mancherlei Thatsachen eben so gut, wie dass auch später immer wieder das Project einer Annexion Norwegens auftaucht und der Gedanke einer scandinavischen Union. Aber Oxenstjerna spricht nicht blos von dem, was Gustaf Adolf wollte, sondern auch von dem, was er nicht wollte, und da ist denn die Frage von den Entwürfen des Königs von Schweden in Betreff Deutschlands von allergrösstem Interesse. Es versteht sich von selbst, dass umfassendere Gedanken in Betreff einer Umgestaltung der deutschen Dinge, der Erlangung der Kaiserwürde nicht eher auftauchen konnten, als bis die grossen militärischen Erfolge errungen waren. Es konnten also weitreichendere Entwürfe nur in den letzten Monaten vor der Schlacht bei Lützen bestehen. Wenn wir nun nach denselben fragen, so müssen wir uns zunächst vergegenwärtigen, dass die damaligen staatsrechtlichen Verhältnisse sehr wesentlich von den gegenwärtigen abwichen. Damals war es

möglich, dass u. A. Gustaf Adolf nach der Besetzung Augsburg's von der gesammten Bürgerschaft einen Huldigungseid verlangte und entgegennahm, unbeschadet ihrer Reichsfreiheit; es war möglich, dass die Augsburger schwuren, „ihrem allergnädigsten König und Herrn und der Krone Schweden getreu, hold, gehorsam und gewärtig zu sein, alles zu thun, was getreuen Unterthanen ihren Herrn zu thun und zu leisten obliegt,“ und dass sie bei alledem Republikaner blieben. Es war möglich, dass man in Frankreich ernstlich daran dachte, dem König Ludwig XIII. die Kaiserkrone zuzuwenden, dass Heinrich IV. eine Art Protectorat über die protestantischen Fürsten auszuüben gedachte u. dgl. m. In ähnlicher Weise mochte Gustaf Adolf mehr an Erweiterung seines Einflusses als an eine Umwälzung der bisherigen staatsrechtlichen Verhältnisse gedacht haben. Droysen kommt zu dem Ergebnisse, dass Gustaf Adolf zunächst schon darum an keinen Sturz des Kaisers habe denken können, weil ein durch den völligen Sieg der evangelischen Partei geeinigtes und daher starkes Deutschland den Interessen eines unabhängigen Schwedens zuwider sein musste. Dieses schliesst indessen die Möglichkeit nicht aus, dass Gustaf Adolf momentweise an die Erlangung der Kaiserwürde dachte. „Sein Verhängniss,“ sagt Droysen, „riss ihn fort in Bahnen, an deren Ziel wohl eine Kaiserkrone winken konnte, nicht aber ein Heiligenschein.“ Dass er an eine Restitution Friedrich's von der Pfalz ernstlich und gewissenhaft dachte, ist gewiss; ebenso dass er, wenn dies gelang, durch die Verbindung mit den Kurfürsten von Pfalz, Böhmen, Sachsen und Brandenburg eine sehr starke Stellung erlangte. Es galt nur, dass eine solche Stellung, statt durch blosse diplomatische Beziehungen, durch kündbare Verträge gestützt zu sein, irgend eine festere organische staatsrechtliche Form gewann. Da ist es denn der Plan, ein sog. *Corpus Evangelicorum* im Reiche zu bilden. Damit sollte ein Religionsfrieden erlangt, das deutsche Gemeinwohl gefördert, das Interesse Schwedens wahrgenommen werden. Es sind Entwürfe wie sie später in der Gründung des Rheinbundes zu Gunsten Frankreichs zur Ausführung gelangten, Entwürfe, bei denen es offenbar nicht um eine Lösung der damals nicht in so bestimmter Weise wie später aufgeworfenen deutschen Frage sich handelt, sondern um das Interesse einer ausserdeutschen Macht. — Bei der Zerfahrenheit des deutschen Wesens war indessen damals an keine dauernden neuen staatsrechtlichen Gründungen zu denken. Die Unterhandlungen über diesen Punkt führten zu keinem Ziele. Die deutschen Fürsten, zwischen allen Parteien schwankend,

verstanden es meisterhaft, alle derartige Angelegenheiten zu verschleppen, „aus schönen Redensarten ein Seil zu drehen.“ In dem trüben Fahrwasser der politischen Intriguen suchen die deutschen Fürsten ihre Unabhängigkeit zu wahren. Brandenburg, Sachsen, Baiern — alle denken vorzugsweise daran, wie sie zwischen Schweden und dem Kaiser neutral bleiben könnten, und dies ist denn auch damals leichter möglich, als Aehnliches bei ähnlichen Verhältnissen später möglich war. So blieb man stets bald französischen, bald schwedischen, bald kaiserlichen Einflüssen ausgesetzt. — Da sehen wir denn Baiern eine Zeitlang in engem Anschluss an den Kaiser, während es später den Einflüsterungen Frankreichs Gehör giebt: dass es bald Zeit sein dürfte, die wittelsbachische Krone an die Stelle der habsburgischen zu setzen. Da sehen wir Sachsen eine Zeit lang im Bündniss mit Gustaf Adolf, und etwas später ist es gewiss, einen Separatfrieden mit dem Kaiser abzuschliessen, einen Frieden, der nachher den Krieg um vierzehn Jahre verlängerte. Unentschlossenheit, Machtlosigkeit ist der Charakter der Politik der deutschen Fürsten. Man weiss, wie Brandenburg und Sachsen den Siegeslauf Gustaf Adolf's zu erschweren bemüht waren. „Es habe,“ sagt Droysen, „etwas, das wie die Komik eines Fastnachtsspieles wirken würde, wenn es nicht in deutschen Gemüthern eine andere Stimmung hervorriefe, dass Angesichts welterschütternder Umwälzungen etliche evangelische deutsche Fürsten zusammentraten, beriethen, planten und beschlossen, dass sie ihre eigenen Interessen gegen jeden Fremden wahren würden, und dann, von der Faust des Siegers gefasst, nicht eine Miene machten, für ihre Pläne und Beschlüsse einzutreten. Das war nicht mehr im Sinne nationaler Ehre und Selbständigkeit, das war Unverstand, Ohnmacht, Furcht, die vollendete Erbärmlichkeit.“ „Es war immer von Neuem der Versuch, nicht durch Thaten, sondern durch Worte zu einer leidlichen Stellung zu gelangen.“ „Sie wissen nicht,“ sagte Gustaf Adolf von den Evangelischen in Deutschland, „ob sie lutherisch oder ob sie päpstlich, ob sie kaiserlich oder ob sie deutsch, ob sie endlich frei oder Slaven sein wollen.“

Ein solcher politischer Jammer sollte in Deutschland noch lange dauern, ehe in unseren Tagen eine Wiedergeburt möglich war. Aber im Hinblick auf jene Zeit der Invasion Gustav Adolf's können wir erst recht die Bedeutung der Ereignisse der neuesten Zeit würdigen. Das unsägliche Elend des dreissigjährigen Krieges ist das vollendete Gegenbild zu dem Ruhm der Jetztzeit. Die damaligen Ereignisse führten zu dem Zerfall des Reiches, zu jenem *jus foederum*,

welches die deutschen Fürsten in auswärtigen Angelegenheiten souverän machte, dem Auslande noch mehr als früher die Möglichkeit zur Einmischung in die deutschen Dinge darbot; die letzten Siege der Deutschen haben die letzten Reste der Kleinstaaterei begraben, ein deutsches Reich mit völliger politischer Einheit geschaffen, der Demüthigung Deutschlands durch das Ausland ein Ende gemacht. Je grösser die Erfolge in dem letzten Jahre waren, desto lehrreicher ist es, auf die Geschichte früherer Zeiten zu blicken und sich durch das Studium jener Epoche des dreissigjährigen Krieges darüber belehren zu lassen, aus welchem Abgrund von politischem Unglück Deutschland hat gerettet werden müssen. Deutschland war der Ambos, Hammer war, wer irgend Initiative hatte. So war eine Invasion möglich, wie diejenige Gustav Adolf's, so war die undeutsche Politik der Habsburger möglich, so war die Rheinbundspolitik Frankreichs möglich. Man kann nicht sagen, dass die Intervention Gustav Adolf's ein Attentat war auf die Unabhängigkeit Deutschlands. Es gab keine solche, es gab kein Deutschland. Insofern Gustaf Adolf als Protestant und Germane in Deutschland erscheint, ist er fast deutscher als die habsburgischen Ferdinande. Seine Invasion kann, insofern sie dazu beitrug, die evangelischen Fürsten unabhängiger zu machen vom Kaiser, insofern sie also der Entwicklung Brandenburg-Preussens Vorschub leistete, gewissermaassen als eine Vorstufe zu politischen Reformen in Deutschland betrachtet werden. Weit über die Schranken der schwedischen Interessen hinaus geht die That Gustav Adolf's. Bedenkt man, dass er an der Spitze eines Staates stand von etwa $1\frac{1}{2}$ Millionen Einwohnern, dass dieses kleine Land eine Zeit lang allein diese schweren militärischen und finanziellen Leistungen trug, dass Gustav Adolf anfangs ohne Bundesgenossen war, so muss man die Kühnheit bewundern, mit welcher ein solches Unternehmen beschlossen und das Beschlossene ausgeführt wurde. Der Erfolg wäre nicht möglich gewesen, wenn nicht Gustav Adolf der Repräsentant gewesen wäre neuer reformatorischer Principien auf verschiedenen Gebieten menschlicher Entwicklung. Gegenüber dem Chaos staatlicher Verhältnisse in Deutschland vertritt er den Gedanken der Monarchie, der Einheit der diplomatischen und militärischen Führung. Gegenüber der Lockerung in der Kriegführung der Kaiserlichen vertritt er die Idee der Manneszucht und eines gesitteten Kriegsrechts. Er reformirt das Waffenhandwerk und die Medicinalpolizei im Kriege, er bezeichnet durch neue Principien der Heerführung, durch grössere Beweglichkeit der Truppen, durch

das Zusammenwirken verschiedener Waffengattungen eine neue Epoche der Geschichte der Taktik. Gegenüber der mittelalterlichen Idee von Kaiser und Reich macht er das Princip der Souveränität und Gleichberechtigung aller Staaten geltend. Dem Mangel eines wirklichen Staates in Deutschland will er durch ein Zusammenschliessen der Evangelischen in Deutschland abhelfen. So hat er Bedeutung für die Geschichte Deutschlands, Europas, der Civilisation. Droysen's Buch trägt wesentlich dazu bei, diese Bedeutung Gustaf Adolf's kennen zu lehren.

A. Brückner.